Kritische Gänge.

Neue Folge.

Von

Dr. Friedr. Theod. Vischer,
Professor der Aesthetik und deutschen Literatur in Zürich.

Erstes Heft.

Eine Reise.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Es war schon lange meine Absicht, die Kritischen Gänge fortzusetzen, und die „Neue Folge" derselben sollte fast durchaus eine Sammlung von bereits gedruckten Kritiken und Abhandlungen werden wie die zwei ersten Bände. Ursachen äußerlicher Art, deren Angabe für die Oeffentlichkeit ohne Interesse wäre, bestimmten mich, Alles wegzulassen, was in den „Jahrbüchern der Gegenwart" erschienen ist; nachdem ich nun einmal angefangen hatte, auszuscheiden, stellte ich auch Anderes zurück, was ich seit dem Aufhören dieser Jahrbücher in verschiedene Zeitschriften gegeben habe, und beschloß, von Altem nur Weniges aufzunehmen und dafür zwei neue größere Aufsätze hinzuzufügen.

Der eine ist die hier im ersten Heft erscheinende Reisebeschreibung. Unter den kritischen Gängen wird wohl auch einmal ein eigentlicher Gang vorkommen dürfen; ich habe mancherlei Reisen gemacht und das Publikum noch niemals mit einer Schilderung derselben behelligt; diese einzige, denke

ich, wird es ja aushalten können. Sie wird nach Form und Inhalt viel Widerspruch erfahren. Die Form bewegt sich in einem steten Wechsel zwischen Politik und zwischen Darstellung angeschauter Natur, Volkszustände, Kunst, auch Besprechung poetischer Literatur, zwischen leidenschaftlicher subjektiver Erregung, voller Parteinahme und zwischen Ruhepunkten, wo die Stille der objektiven Betrachtung, wo Versöhnung im Lande des rein Menschlichen, des Schönen eintritt. Ich habe mich bemüht, diese ungleichen Bestandtheile nicht kunstlos durcheinander zu werfen, sondern wohl ineinander zu fügen, aufeinander zu stimmen, die Contraste so zu behandeln, daß sie sich gegenseitig sowohl dämpfen, als heben. Ob man die Bindung gelungen finden oder ob man mir vorwerfen wird, ich habe versucht, Oel und Wasser zu mischen, das wird sich nun zeigen; es wird natürlich beiderlei Urtheil auftreten und seiner Zeit wird sich ergeben, welches vorwiegt. Heftigen Angriff hat wohl der politische Theil des Inhalts zu erwarten. Es versteht sich, daß dieses Vorwort ihm einen Schutz nicht hinzubringen kann, den er sich nicht selber gibt; doch habe ich dem Gleichgewichte der Theile Vieles geopfert, was zu ausführlicherer Rechtfertigung meiner Ansicht im Entwurfe gesagt war, und muß nun gewärtig seyn, daß mir mancherlei eingewendet wird, was ich gar wohl weiß und worauf die Antwort nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Kann sein, daß ich mich noch veranlaßt finde, zu meiner Vertheidigung

da oder dort in einem Blatte das Wort zu nehmen. Was ich am sichersten voraussehe, ist der Vorwurf der Gefühlspolitik. Es ist nicht neu, daß diejenigen, welche die Politik des falschen, durch horizontlose Reflexion verengten Gefühls predigen, die beliebte Redensart gegen uns anwenden und leidenschaftlich uns die Leidenschaft für das Vaterland vorrücken. Daran ist nichts zu ändern, es mag seinen Lauf haben.

Das Politische in dieser Reiseschilderung ist auch die Ursache, warum die Neue Folge der Kritischen Gänge in Heften erscheint: wenn ich damit wartete, bis das Ganze gedruckt war, so mußte ich fürchten, von den Tagesereignissen zu weit überholt zu werden; daher schicke ich dieses Heft voran. Man wird mir nun vielleicht vorhalten: „Diese Besorgniß, daß deine Arbeit veralten könnte, ehe sie erscheint, ist die Strafe dafür, daß du mit Betrachtungen, deren Werth vom Wechsel des Täglichen unabhängig ist, solche verknüpft hast, die mit dem Tage gelten und untergehen; ja du bist schon jetzt überholt, du erfreust dich unter anderm der Zusammenkunft zu Teplitz und bereits rechtfertigt die Aussicht auf eine Zusammenkunft in Warschau die Befürchtungen derer, welche in der ersteren lediglich nichts sahen, als einen Beweis, daß Oestreich seine Stütze überall, nur nicht in der Befriedigung seiner Völker sucht; es wird sie in Rußland finden und deine ganze Schlußreihe, gelegentlich auch dein Lob des östreichischen

Undanks für die Hülfe in Ungarn, fällt über den Haufen. Ich verzichte auf die Einrede, daß wir noch nicht wissen können, was in Warschau vorgehen wird; ich antworte aber zweierlei. Mag immer eine neue Art heiliger Allianz dort beschlossen werden, sie kann nur kurze Zeit, nur scheinbar das Rad hemmen, es wird unaufhaltsam auf denselben Punkt rollen, auf dem es stand, als ich diese Blätter schrieb, d. h. für Deutschland wird derselbe Zusammenhang seiner Lebensfrage mit der östreichischen wiederkehren, wie er damals vorlag, ja nur noch dringender wird uns eine nahe Zeit die Mahnung bringen, nicht unthätig den dunkeln Geschicken des Kaiserstaats zuzusehen, und meine Ueberzeugung, daß der Schlüssel der deutschen Frage in Oestreich liegt, wird Recht behalten. Dieß ist das Eine, das Andre aber, was ich erwiedere, liegt tiefer. Mögen die Dinge wechseln, wie sie wollen, mag, was ich hier aus dem Innern in die Welt hinausgebe, nach der Seite seiner Anwendung auf die Lage der Dinge früher oder später veralten, es enthält hoffentlich einen Kern, der bleibenden Wesens ist, und das ist einfach die Liebe zum Vaterland, von der ich Zeugniß ablegen will, damit in ferner Zukunft, wenn unsere Generation längst hinunter ist, ein Leser, dem diese Blätter in die Hand fallen, sagen könne: damals fing doch die Nation wirklich an zu leben, man ersieht es daraus, daß die Lauheit der Humanisten gegen das öffentliche Leben aufhörte; es paßt zwar schon lange nicht

mehr, was der Mann da gesagt hat, aber wie hätte er es sagen können, ohne das, was immer wahr bleibt, an das Veränderliche anzuknüpfen?

Die Anzeige dieser neuen Folge Kritischer Gänge in der Augsburger Allgemeinen Zeitung hat zwei Hefte in Aussicht gestellt; der Gleichmäßigkeit des Umfanges wegen wird jedoch vorgezogen, das Ganze in drei Hefte zu theilen. Das zweite wird den Aufsatz: „Shakespeare in seinem Verhältniß zur Poesie, insbesondere zur politischen" wieder bringen, der im literarischen Taschenbuch von Prutz 1844 erschienen ist, ein neuer wird sich daran schließen, der einige wesentliche Punkte im Hamlet beleuchtet. Das dritte wird einen Wiederabdruck der längeren Kritik: „Fr. Strauß als Biograph" enthalten, die das Literaturblatt des deutschen Kunstblatts, von Paul Heyse redigirt und seither eingegangen, im Jahr 1858 gebracht hat, und demselben Hefte gedenke ich den Scherz beizugeben: „Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode," der im Jahr 1859 im Morgenblatt kam. Freund Strauß wird es wohl nicht übel nehmen, wenn neben den inhaltvollen, ewigen Dingen, von denen bei ihm die Rede ist, ein Spaß über die närrischen Formen Platz nimmt, in denen wir flüchtigen Kinder des Tages wandeln, wenn neben die höhere Gewandlehre des Mythologen eine so viel niedrigere des Endymatologen zu stehen kommt; am Ende hängt doch Alles in der Welt zusammen, auch der Schnitt unsres Rocks mit den

Schnitten unsrer Kritik, und übrigens sahen die Griechen nach der Tragödie gerne noch ein Satyrspiel.

So wird dieser Band denn doch drei alte Stücke bringen. Es hat jemand — erinnere ich mich recht, so war es Danzel — gegen die ersten zwei Bände etwas gesagt, was ungefähr den Sinn hatte: dieß Sammeln und Wiederabdrucken früherer Arbeiten heiße sich selbst bei lebendigem Leib als Merkwürdigkeit in Weingeist setzen. Es wird aber kaum im Ernste nöthig sein, mich gegen den Vorwurf der Eitelkeit zu wehren, denn es ist doch wohl etwas ganz Einfaches und Harmloses, wenn man Artikel, nach denen viel Nachfrage war, aus Zeitschriften, die immer nur Wenigen zur Hand und deren einzelne Blätter nicht zu kaufen sind, herausnimmt und zusammenstellt. Freunde haben mich damals und jetzt oft dazu aufgefordert, bis ich mich entschlossen habe. Vielleicht verfalle ich sogar noch einmal in diese Schwäche.

Zürich, den 28. September 1860.

Fr. Vischer.

Eine Reise.

Ecco il mare, sagte ein Dalmatiner, der mir im Eisenbahnwagen gegenübersaß, indem er das Fenster öffnete; quanto è grato e dolce! setzte er mit sanfter Stimme hinzu. Es war am 22. April 1860; ich war den Tag zuvor über den Sömmering bis Gratz, heute von Gratz aus gefahren, stets unter kaltem Regen, Sturm, wirbelnden Schneeflocken. Wir fuhren jetzt am späten Abend unterhalb Nabresina, der vorletzten Station vor Triest, alle Fenster geschlossen; es war schon dunkel und wer wollte bei solchem Wetter nach der Landschaft ausschauen; daß uns der Schienenweg jetzt auf mäßig hohem Ufer am Meere hinführte, wußte ich gar nicht. Aber siehe da! der Regen hatte aufgehört, der Sturm schwieg, der Himmel hing wohl noch voll schwerer Regenwolken, dunkelgrau, trüb, lastend, traurig, aber das Meer hatte Alles, was noch von Licht am Horizonte zerstreut war, auf seinem Spiegel gesammelt und seinen fernen Saum an gebuchteter Küste mit einem flimmernden Silberschein geschmückt. So windstill war es, daß man nicht ein Rauschen hörte, ja beim schönsten Wetter, der ruhigsten Luft habe ich das Meer nie so schweigend gefunden. Ich habe es in jedem Zustande gesehen: lachend im tiefen, reinen Blau des italienischen Himmels, während muntere Delfine um das Schiff scherzten,

glühend wie lauter blutrothes Feuer im Sonnenuntergang, wüthend und brüllend im Sturm und die brandenden Wellen wie Schaumgestalten seltsamer Ungeheuer fünfzig Fuß und höher an zackige Klippen emporjagend, immer groß, immer den staunenden Geist zu einer Ahnung des Grenzenlosen erweiternd; jetzt hatte ich lange Zeit seinen Anblick entbehrt, heute im Mißbehagen des lästigen Unwetters ganz vergessen, daß ich ihm so nahe sei. Und unverhofft ist es da, nicht im Schmucke des Ultramarin oder des glühenden Goldes, nicht in der wilden Majestät des Sturmes, nächtlich grau, matt aufleuchtend, hindämmernd im sparsamen Helldunkel, geheimnißvoll lautlos wie nie, groß, weit, unendlich wie immer! Wem die Seele im Unwetter des Lebens so still, groß, weit, unendlich wäre! Eine Ruhe, ein Friede kam über mich, dessen ich gar sehr bedurfte.

An diesen erhabenen Ruheplatz wollte ich meinen Leser führen, ehe ich ihm erzähle, was ich Düsteres zuvor gesehen und was mir die Seele im Innersten bestürmte. Dabei muß ich etwas weit ausholen, muß berichten, wie und warum ich diese Reise antrat; wir werden lange fern von dem stillen, hohen Bilde verweilen, aber ich vergesse es nicht, ich führe den theilnehmenden Begleiter sicher dahin zurück. Nachher geht es weiter, Aufregung, Sorge, Schmerz, Hast und Jagd des Lebens hebt abermals an, aber ich hoffe ihn von Stelle zu Stelle an einen solchen Ort des Friedens und der innern Sammlung zu bringen, daß er mit mir ausathme und ein Unendliches schaue, wo die Seele ankern kann.

Ja wohl kam ich noch aus ganz anderem Unwetter, als Regen, Sturm und Schnee. Kummer und Qual des Herzens

um das arme, gespaltene, verachtete, schwer bedrohte und in Noth und Schmach nur doppelt heiß geliebte Vaterland hatte mich auf die Reise getrieben. Ich muß recht dringend bitten, diese Worte nur ganz so schlicht zu nehmen wie sie lauten; mir fiel und fällt es nicht ein, den Politiker von Fach spielen zu wollen. Meine Welt ist die Wissenschaft, die Kunst und man wird sehen, daß ich sie auch in dieser leidenschaftlichen Theilnahme an den Fragen der Wirklichkeit nicht vergessen habe; die Ruheplätze, wohin ich den Leser aus dem Gewirre und Lärm des Lebens zu führen gedenke, gehören dem idealen Lande des Schönen an. Man wird nie von mir hören, daß ich mir beigehen ließe, über Civil- und Criminalgesetzgebung, Stempelsteuer, Majorate und Fideicommisse mitberathen zu wollen. Aber ich denke, es ist ein ander Ding, wenn es sich um die Lebensfrage einer Nation handelt, und ich wüßte nicht, wer es einem Gelehrten, wäre er sogar ein Aesthetiker, sollte verbieten können, ein Herz zu haben für diese große Sache und über sie mitzusprechen in lebendigem und geschriebenem Wort. Man wird uns Deutsche fortan nicht mehr vertrösten können mit unsern Künstlern, Dichtern, unserem Wissen, wir wollen als Nation, als Staat, als Macht unter den Völkern geachtet sein. Wer über Hunger klagt, dem wird schlecht geholfen sein, wenn man ihm sagt: gieb dich doch zufrieden, dein Keller ist ja voll edler Weine. Will aber ein Volk zum politischen Dasein gelangen, so müssen alle Glieder sich regen; kein Einzelner darf todt liegen; Jeder, der denkt und innerlich lebt, muß mitwirken, wie er kann, und er hat sich nicht lange zu fragen, was und wie viel er wirken könne. Das Meer besteht aus Flüssen, die Flüsse aus Bächen, die

Bäche aus Quellen, die kleinste Quelle, die zufließt, trägt ihr Theil zum Ganzen bei. Eine Aussaat wird in unzähligen Körnern gestreut; säe Jeder seines Orts und meine nicht, er müsse zählen können, wie viele Samenkörner auf guten Grund fallen, aufgehen, Frucht tragen. Wer fragt nach einem Rechte, mitzureden und mitzuwirken, wo Jeden die Pflicht ruft? Wer auch nur nach einer Pflicht, wo ein lebendiger Mensch nicht anders kann? Aus dem Jahr 1848, aus der dunkeln Verwirrung seiner Parteien und der allgemeinen Niederlage seiner Bestrebungen war mir das Ziel der politischen Einigung der Nation als heiliges, stilles Anliegen tief im Herzen geblieben. Aber ich verzichtete darauf, den Tag zu erleben, wo das Ziel erreicht oder nahe Aussicht auf seine Erreichung wäre. Da kam der Angriff auf Oestreich im vorigen Sommer. Frankreich bringt uns wie bestellt das einzige Mittel, den ersten großen Schritt zum Ziele zu thun: Anlaß zu einem Kriege, der die ganze Nationalkraft anspannen mußte. Deutschland begreift es, steht auf, bringt freudig jedes Opfer, stellt sich, jeden Zwiespalt vergessend, unter die Führung Preußens und Preußen, unter zweideutigen Aeußerungen über den Zweck seiner Rüstung, zögert, bis die Stunde vorüber ist. Bald genug geht in Erfüllung, was Jeder voraussah und voraussagte, der sich von der französischen Phrase nicht hatte täuschen lassen. Savoyen und Nizza wird weggenommen und hiemit ausgesprochen, daß es für Frankreich keine Verträge, kein durch Recht geheiligtes Besitzthum gibt. Und wirklich, kaum gethan, so werden die deutschen Rheinlande bedroht. Jetzt hatte Frankreich sein ganzes Heer gegen uns zur Verfügung, während im Sommer vorher seine

Kerntruppen in Italien standen, Preußen war mit Oestreich entzweit und das übrige Deutschland, ich meine das Volk, hatte es durch jene Verzögerung und Hinhaltung, noch mehr durch den Hohn, der von seiner Presse wie ein giftiger Mehlthau auf eine wahre, von klaren Gründen getragene Begeisterung geworfen war, gründlich gegen sich erbittert. Näher und näher trat die Kriegsgefahr und nicht einmal über den Bundesfeldherrn waren wir einig.

Der Leser darf nicht vergessen, daß dieß die Lage der Dinge war, in der ich meine Reise antrat. Seit jenen Tagen, Wochen, Monaten des unseligen Zauderns war mir in der Spannung jedes Nervs, in Qual der Seele, Angst, Empörung, Verzweiflung, unter dem Spott und dem noch verletzenderen Mitleid des Auslands, das mich umgibt, die Resignation verloren gegangen, die deutsche Frage zur Leidenschaft geworden, die mein Innerstes beherrschte, und ich denke, ich habe mich dessen nicht zu schämen. Glaubt man, darüber sei mir die verständige Betrachtung der Dinge abhanden gekommen, und findet in diesen Blättern keinen Gegenbeweis, so muß ich es mir gefallen lassen.

Inzwischen hat sich Vieles verändert, die Lage hat sich um ein Bedeutendes aufgehellt, aber wirklich licht und beruhigend ist sie nicht geworden. Motive, deren Eintritt niemand voraussah, bestimmen den Kaiser der Franzosen, den offenbar beschlossenen, deutlich genug angekündigten Krieg gegen Deutschland aufzuschieben und es für's Erste mit andern Waffen zu versuchen. Er dringt dem Prinzregenten von Preußen seinen Besuch auf, er wird nach Baden-Baden beschieden, findet ihn von einem Kreise deutscher Fürsten

umgeben und seine Versucherkünste scheitern an einem Hindernisse, das er nicht in Rechnung genommen hatte, an der deutschen Ehrlichkeit; Preußen feiert einen moralischen Triumph und versöhnt manchen erbitterten Gegner seiner jüngsten Politik. Allein hinter dem nächsten Zweck, der ihm fehlschlug, hatte der französische Gast sichtbar noch einen zweiten im Auge, den er auch erreicht hat. Die nahe Kriegsgefahr hatte dem Drange der Nation zur Einheit einen rascheren Puls gegeben und die Fürsten selbst waren auf dem Wege, Angesichts der brennenden Nothwendigkeit diesem Drang entgegenzukommen. Der Urheber der Drohung begreift, daß er Deutschland stärkt, indem er es schwächen wollte; seine tiefste Furcht ist die vor einem Erstarken Deutschlands, das hat der Friede von Villafranca gezeigt; auf's Neue sieht er es nun im Aufschwunge begriffen und er beschließt, diesem beschleunigten Zuge zur Einheit den Nerv zu durchschneiden, indem er in aller Gemüthlichkeit den versammelten Fürsten seinen friedfertigen Sinn betheuert. Vielleicht der feinste von allen seinen Ränken; er hat Deutschland sein Villafranca vor dem Kriege bereitet, niederschlagendes Wasser auf seine Gährung ausgegossen, seinem ausholenden Arme den Gegenstand genommen, so daß er sich verhieb. Der deutsche Charakter ist nicht so flüchtig, daß er von seinen Zielen ablieẞe, wenn ihm eine solche Posse gespielt ist, allein wir können die menschliche Natur nicht verändern: steht uns nicht deutlich und greiflich mehr in naher Aussicht der Krieg, der das einzige Mittel zu unserer Einigung ist, so ist der Bewegung für's Nächste der Sporn genommen; sie wird nicht einschlafen, aber sie ist auf die lange Bank geschoben.

Ein neues, wichtigeres Ereigniß folgte im Verlauf dieses Sommers: die Zusammenkunft in Teplitz; Preußen und Oestreich sind versöhnt, der Feind wird Deutschland wenigstens nach außen, ihm gegenüber vereinigt finden, wenn er es angreift. Noch ist Geheimniß, was Einzelnes verabredet wurde, doch wahrscheinlich, daß Preußen den Beistand seiner Waffen zugesagt hat, falls ein italienischer Angriff auf Venetien mit Frankreichs Hülfe unternommen würde. Die Versöhnung mit Oestreich ist zugleich freundliche Annäherung Preußens an Bayern, dem das Verdienst gebührt, jene eingeleitet zu haben, also an den stärksten unter den Mittelstaaten, und somit scheint auch nach dieser Seite eine bessere Zukunft eingeleitet.

Warum nun noch eine Reise beschreiben, die unter so ganz andern Umständen, in so ganz anderer Stimmung gemacht ist? Deutschland freut sich der gewonnenen Grundlage kräftigen Zusammenhalts und du, so höre ich sagen, willst uns noch von deinen Stimmungen in hoffnungsloser Zeit erzählen? Was soll uns diese Lyrik? Erspare sie uns!

Ja wohl, wenn es so gut stünde, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat! Wie aber steht es in Wahrheit? Was wirklich gewonnen ist, wird von einem wahrlich nicht kleinen Theile der Nation verkannt und eine scheinbare Rechtfertigung für dieß Verkennen erwächst daraus, daß Anderes, Wesentliches nicht gewonnen ist.

Glücklicher Weise hat die preußische Regierung gezeigt, daß sie ihr Interesse und das Wohl Deutschlands besser versteht, als die Mehrzahl der Preußen und als die Mehrzahl der Deutschen, die zur preußischen Partei gehören. Ich weiß mich frei von der Leidenschaft, womit diese Partei von den

Meisten bekämpft wird. Es ist nur ganz begreiflich, daß man in der Rathlosigkeit der Frage über die Form der deutschen Einigung auf die Ansicht kommt, es müsse der stärkste unter den rein deutschen Staaten an die Spitze gestellt werden, und daß man im Eifer für diese Ueberzeugung alle nahe liegenden Schwierigkeiten zu leicht nimmt. Die entgegengesetzte Partei, die wir die föderative nennen wollen, steht nicht minder großen Hindernissen gegenüber, deren Gewicht auch sie nur zu oft unterschätzt: sie vergißt, daß zwischen Theilen, die so ungleich an Macht und Größe sind, wie die deutschen Staaten, von einer wahren Föderation nicht die Rede sein kann. Die Partei der Centralisation, wie man in ungenauem Gebrauche des Worts die preußische nennt, hat gegen sich das Widerstreben der Theile, die nicht dulden wollen, daß ein Theil das Ganze werde: Es sind nicht die Fürsten allein, es sind die Stämme, die Bevölkerungen mit ihrem historischen Leben, die im Bewußtsein gleichen Werthes gegen diese Art von Unterordnung sich stemmen. Jeder Anhänger der preußischen Partei wird gestehen, daß er nur auf langen Wegen der Reflexion zu seiner Ueberzeugung gelangt ist; es kann nicht anders sein, denn die Erhebung eines Theils zum Ganzen, zur Herrschaft über das Ganze, ist gegen die natürliche Logik. Nun meine ich gar nicht, daß Logik und Geschichte zwei gleiche Dinge sind, allein um gegen die natürliche Logik Recht zu behalten, müßte ein solcher Theil Gewichte von bedeutender spezifischer Schwere einzusetzen haben, wozu keineswegs genügt, daß er größer ist, als alle rein deutschen Staaten. Ein solches Gewicht ist ungleich höhere politische Entwicklung: wäre es vorhanden, so würde die Zuneigung der Bevölkerungen das

Sträuben ihrer Regierungen vielleicht überwinden. Es ist aber nicht vorhanden. Ein anderes Gewicht wäre ausgezeichnetes Genie, verbunden mit Kühnheit und Entschluß; es ist auch nicht vorhanden, es lebt kein Friederich der Große. Trotz diesem Mangel ließe sich noch ein Fall denken, der zu einer Hegemonie Preußens führte: die Gelegenheit, eine Wendung der Dinge, die Preußen fast ohne sein Zuthun, nur übrigens ein kräftiges patriotisches Handeln in einem bestimmten Falle vorausgesetzt, das Heft in die Hand drückte. Unter welcher Bedingung die Nation sich damit zufrieden geben würde, dieß wird sogleich und muß dann auch weiterhin in diesen Blättern zur Sprache kommen. Hier ist nur erst hinzuzufügen, daß das eine Wendung ist, die man am wenigsten macht, wenn man viel von ihr redet, eine mögliche Thatsache, kein Princip für eine politische Partei. Dagegen wissen die Föderalisten nicht, woher sie die Mittel nehmen sollen, den Theilen die annähernde Gleichheit zu geben, die ein wahrer, organischer Bund voraussetzt. Praktisch genommen, d. h. darauf angesehen, was man denn nun eigentlich thun soll, um zum Ziele zu gelangen, ist also das Bild, das beiden Parteien vorschwebt, gleich vag, gleich idealistisch, und keiner von beiden ist ein Vorwurf daraus zu machen, denn so, wie für jetzt die Dinge liegen, ist jede Form des organischen innern Aufbaus, die man ersinnen mag, unthunlich. Es gibt kein Programm für die deutsche Einheit. Wir wollen sie, wir müssen sie haben, wir müssen agitiren auf dieß Ziel nach allen Kräften, aber wie sie sich gestalten müsse, kann für jetzt kein menschlicher Verstand ersinnen. Es ist kläglich, aber es ist so, die deutsche Einheitsfrage ist eine verzweifelte

und wird es bleiben, bis große Thatsachen den Knoten zerhauen.

Unbefangen und leidenschaftslos verhalte ich mich zu der preußischen Partei bis zu dem Punkte, wo die östreichische Frage anfängt. Glaubt sie, das übrige Deutschland werde sich unter Preußen einigen lassen, — ich theile ihre Meinung nicht, aber ich hasse sie auch nicht, wofern sie nur nicht auf den Untergang Oestreichs speculirt. Dieß ist die Bedingung, von der ich vorhin gesprochen habe. Ich weiß recht wohl, welcher Vorwurf des logischen Widerspruchs von den Fanatikern der Partei bei diesem „Wofern" auf mich wartet. Ich wage dennoch die schreckliche Ketzerei auszusprechen, daß die Partei recht wohl bestehen könnte ohne das heillose Dogma: man müsse der Auflösung Oestreichs unthätig zusehen, denn Oestreichs Untergang sei Preußens Aufgang. Das bekannte Programm Gagerns aus der Zeit der deutschen Reichsversammlung oder die sonst schon aufgestellte Formel: engerer Bund unter Preußen ohne, weiterer Bund mit Oestreich ist nur gerade so praktisch und so unpraktisch, als der Vordersatz des ganzen Parteiprogramms; es wäre um nichts schwerer, den Hauptsatz mit diesem Beisatz durchzuführen, als ihn überhaupt durchzuführen. Es ist Zeit, dieß schwankende Gebiet des Denkbaren zu verlassen, denn hier können wir nicht weiter. Da Alles durchaus dunkel bleibt, was über die Einrichtung unseres innern Haushaltes vorgebracht wird, so müssen wir die Sache am andern Ende fassen und fragen, wie es mit der politischen Reife einer Nation steht und was einer Nation droht, die in der Stunde der Gefahr nicht vor Allem daran denkt, daß sie ihre gesammten Kräfte zusammenhalte, ihr Eigenthum,

ihre Habe schütze und wahre. Wir haben zwei große, gleich unbedingte Aufgaben zu unterscheiden: die der Selbsterhaltung und die der innern politischen Form, betreffe sie die Gestaltung der Einheit oder der bürgerlichen Freiheit. Und mir will scheinen, der ernste Moment habe einen großen Theil der Nation auf demselben Standpunkte der Vermischnng und Verwirrung beider Aufgaben getroffen, auf dem uns das Jahr 1848 traf. Den Begriffen: Existenz, Eigenthum, Besitzstand und Ehre der Nation wird der Begriff: Verfassung, Einrichtung, Confession, Bildung, Rechtsgleichheit u. s. w. untergeschoben. Wir sagen: laßt Oestreich nicht im Stich, es wird sich bitter an euch bestrafen — Antwort: ja aber dort ist das Concordat! Sieh hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonet in die Brust, hilf! — Antwort: ja, lieber Gott, der Mensch dauert mich, aber er ist Pfaffenknecht und Reactionär, ich kann ihm nicht helfen. Laß Napoleons Macht nicht aufkommen, reißt sie Oestreich ein Stück ab, ob Bundesland oder nicht, so bedroht sie dich, uns alle, auch unsere Bundesländer, wird zur europäischen Dictatur! — Antwort: in Oestreich herrscht der Absolutismus. Preußen und Oestreich ist versöhnt, freue dich, wir werden vereint gegen den Feind stehen, wir werden so vereint zur ersten Macht in Europa werden! — Antwort: o weh, das wird uns unser neues Verfassungsleben kosten, die Kreuzpartei an's Ruder bringen. Und das ist euer Selbstvertrauen? Und solcher Schwäche, solcher Widerstandslosigkeit euch bewußt verlangt ihr, daß Deutschland euern Satz von der Unterordnung unter Preußen wie eine heilige, unumstößliche Wahrheit verehren solle? Noch heute — da ja doch Jedermann noch vom Sommer 1859

spricht — sagt ihr: wäre Preußen damals wirklich zum Kriege geschritten, so stünde jetzt Oestreich an der Spitze Deutschlands, mit ihm der Absolutismus, der Romanismus, und wir wären da, wo Deutschland war anno 1818. Wie? ihr hofftet, zu siegen, während Oestreich Niederlagen erlitt, und ihr traut euch nicht zu, daß ihr dann die Kraft gehabt hättet, Oestreichs altem System zu widerstehen, es zu brechen, euch in ein Verhältniß zu diesem Staat zu setzen, wie ihr als die siegende Schutzmacht es wünschen mochtet? Und habt ihr denn nicht gemerkt, daß damals, als wir uns unter euch stellten und von euch zum Kriege geführt sein wollten, auch diejenigen von uns, die nicht zur sogenannten kleindeutschen Partei gehören, für sehr wahrscheinlich hielten, daß ihr mit dem Hefte des Kriegsschwerts auch das Heft der Hegemonie in die Hand bekommt, und daß alle es sich gern gefallen lassen wollten, wenn nur kräftig gehandelt würde? Damals regnete es Brei für Preußen und Preußen hatte keinen Löffel. Was man durch rasches Handeln wahrscheinlich errang, verrannte man sich durch Unterhandeln und Zögern, worin man den Eindruck hervorbrachte, daß man es haben möchte, und wodurch man Oestreich zu jenem verzweifelten Friedensschlusse trieb. Jetzt nun, nachdem die Stunde verpaßt ist, will durch Bitten, Drängen, Werben, Schieben eine Partei das machen, was, wenn es je kommen kann, wie ein Blitz kommt, der aus der Wolke fährt, was ein Act des Genie, der Kühnheit, eine Thatsache ist, bei der man eines schönen Morgens erwacht. Die unverbesserliche Verwechslung von äußerer und innerer Politik, von Fragen der Existenz mit Fragen der Freiheit des Geistes, der Bildung erklärt nun Jeden, der

nicht will, daß Oestreich aufgegeben werde, für einen Particularisten, für einen Spießgesellen des Pfaffenthums, für einen Verräther, im besten Fall für einen Thoren, einen Gefühlspolitiker, ein bewußtloses Werkzeug in der Hand der Sonderbündler; was von den Mittelstaaten ausgeht, muß auf alle Fälle, auch unbesehen, schlecht sein. Wir sollen nicht vergessen, daß man uns, als wir euch die Führung gaben, um zur rechten Zeit eine Macht zu brechen, die euch und uns alle gefährdet, gar noch mit Occupation bedrohte, und hiemit war das Maaß voll. Wer solche Körbe austheilt, kann fürder keine Anträge erwarten. Doch genug der traurigen Erinnerungen; ich wäre der Letzte, der sie aufrührt, wenn nicht der Trauergesang über die Versöhnung Preußens mit Oestreich zeigte, daß jenes unselige Dogma, das mir auf der ganzen Reise noch im Ohr summte: das Dogma von der Speculation auf die Zertrümmerung Oestreichs, morgen, wie gestern, wenn ein Angriff auf Oestreich uns alle bedroht, durch die Reihen der preußischen Partei laufen wird.

Man wird mir ohne Betheuruug glauben, daß ich unserem alten Losungswort: Freiheit, rein menschliche Bildung, Kampf gegen Wahn und Verfinsterung nicht abtrünnig geworden bin. Ich will es nur nicht da unterschieben, wo es nicht hingehört; zuerst existiren, zusammenhalten, was wir haben, uns nicht entehren lassen durch fremde Eroberungspolitik, dann der innere Aufbau und die Principien! Man wird sehen, daß ich Oestreich, das Land und die Leute, von Oestreich, dem System, zu unterscheiden weiß. In der That, wenn die Freude über diese neueste Versöhnung Preußens und Oestreichs uns durch die Thorheit jener getrübt wird, die im Hinter-

grunde derselben nichts sehen, als schädlichen Einfluß der alten innern Politik Oestreichs auf das Verfassungsleben Preußens, so wird sie auf der andern Seite durch die wohlgegründete Besorgniß geschmälert, daß Oestreich auch jetzt nicht erkannt habe, wie es durch ein ernstliches Umlenken sich beeilen muß, an Deutschland wahrhaft und dauernd anzuwachsen und uns dadurch den Aufbau der deutschen Einheit möglich zu machen. Noch ist kein Schritt geschehen, der eine wirkliche Umkehr beweist. Meine Ueberzeugung, daß es Wahnsinn ist, auf seine Zertrümmerung Deutschlands Stärke bauen zu wollen, bleibt stehen nach wie vor, und zwar hoffe ich zu zeigen, daß wir Oestreich uns erhalten müssen, seine außerdeutschen Völker miteinbegriffen, daß nur die innere Politik Oestreichs bis jetzt es war, was diesen Besitzstand zu einem Bleigewicht, zu einem Fluche für Deutschland machte, daß er, sobald jene umlenkt, ein wahres Gut für Deutschland ist; aber die Perspective wird freilich eine andere, wenn es nicht eilt, durch freies Verfassungsleben diese Völker an sich zu fesseln; dann muß Deutschland sich gefaßt halten, daß es sich die Stärke gebe, diese absolute Forderung des deutschen Wohles in Oestreich durchzusetzen.

Davon eben muß ja die Rede werden auf unserer Reise. Für jetzt wollte ich nur zeigen, daß ich nicht Ursache habe, die sorgenvolle Stimmung, in der ich die Reise machte, im Ton ihrer Erzählung ganz abzuschwächen. Tief bewegt wie ich reiste, werde ich schreiben. Ich bin gereist, weil es mich nicht zu Hause ließ, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reise habe ich beschlossen wie Einer, der über Berg und Thal mit hastigen Schritten rennt, um innern Sturm

durch äußern zu vertoben. München, Wien, Pesth, Triest, Venedig, Verona, Mailand in sechs Wochen, das wäre ein toller Reiseplan für Einen, der ruhig schauen und genießen will, war ein begreiflicher für den, der Unruhe in Unruhe ertränken wollte. Warum aber nach Oestreich? Vor Allem einfach, weil ich, der ich im Ausland lebe, einmal wieder mit Deutschen sein, mit Deutschen klagen, trauern, mich trösten, dann, weil ich in der Nähe sehen wollte, wie es dort steht. Lage der Dinge und Stand der Parteien im übrigen Deutschland war mir hinreichend bekannt; was man in Oestreich hofft oder fürchtet, sieht und denkt, ist uns in der Ferne verschleiert. Wer etwa meint, ich sei mit blühenden Illusionen hingegangen, der wird sich von seinem Irrthum überzeugen. Man wird die Stimme eines Mannes vernehmen, dessen Meinung zwei Standpunkte vereinigt, die sich sonst an entgegengesetzte Parteien vertheilen: völlige Unbefangenheit des Urtheils über die östreichische Politik und völlige Ueberzeugung, daß wir Oestreich nie und nimmer aufgeben dürfen; offener Widerspruch gegen sein früheres System und aufrichtiger Eifer dafür, daß wir nicht nur seine tüchtigen deutschen Stämme, sondern auch seine außerdeutschen Völker am Reiche festhalten. Meines Wissens ist eine Meinung wie diese nicht so stark vertreten, daß sie nicht das Recht hätte, sich noch einmal vernehmen zu lassen. Ich beschloß den Heimweg durch Oberitalien zu nehmen; wie öde ich Venedig, wie drohend ich Mailand finden werde, verbarg ich mir natürlich nicht, aber muß man denn immer um des Angenehmen willen reisen? Das Interessante und Spannende im Unheimlichen enthält doch wohl auch eine stärkende Kraft und die reinen Genüsse

der Kunst bleiben ja jedenfalls gewiß. — Daß ich die italienische Frage von der ungarischen und slavischen zu unterscheiden weiß, wird sich zeigen.

Gleich auf dem ersten Schritt meiner Reise muß ich an das anknüpfen, was ich vom Widerstand der Stämme gegen die Oberherrschaft eines Theils gesagt habe, der sich doch keiner höheren politischen Entwicklung rühmen könne. Ich vernahm zu gutem Anfang auf dem Wege nach München im Eisenbahnwagen das vielbeliebte Wort, daß in Preußen mehr Intelligenz sei, als in Süddeutschland, namentlich in Bayern; es war zwar eben einmal wieder ein Reisender in Rothwein oder Cigarren, der es vortrug, aber wenn es nur blos Reisende in Rothwein oder Cigarren wären, die solche Weisheit predigen! Der Unterschied unserer Stämme könnte ein wohlthätiger Sporn des Wetteifers, ein heilsamer, fruchtbarer Lebensreiz sein, nebenbei reiche Quelle des Humors im unschädlichen gegenseitigen Necken; die Geschichte des vorigen Jahres hat ihn giftig entzündet und daß die geschworen preußisch gesinnte Presse ihren Ton nicht ändert, das gibt dem Gift immer neue Nahrung. Es ist wahr, daß man auch in Süddeutschland oft ungerecht ist gegen preußisches Wesen und daß man den bekannten Stempel des Berliners leicht verwechselt mit dem Norddeutschen überhaupt, vor Allem mit den trefflichen, gediegenen Stämmen, die unsere Küsten bewohnen. Ich selbst gestehe, daß ich diese Befangenheit und Verwechslung in dem Aufsatz: Strauß und die Wirtemberger mir beigehen ließ. Aber ich glaube doch, daß das Reizen und Aergern mehr von dort ausgeht. Einen gewissen Ton des Besserwissens, den wir nicht ausstehen können, der unfehlbaren

Weisheit, welcher alle Dinge so entsetzlich klar sind, einen Ton des Belehrens, der naturlosen, zugespitzten Ironie, welcher alle andern Sterblichen für naives Object gelten, vernahm man nie stärker, als im vorigen Sommer, und vor Allem gegen Bayern. Von Preußen her klang es nur immer, wie wenn es da nichts als Ultramontane und darum blinde Anhänger Oestreichs gäbe; es gibt ja deren, aber nicht sie haben den Aufschwung geschaffen, der zur rechten Zeit Entschluß und Handlung gegen Frankreich verlangte; auch kann man ja in Handbüchern der Statistik lesen, daß kein kleiner Theil der bayrischen Bevölkerung protestantisch ist. Ein vorurtheilsfreier Gast wird sich dem Eindruck eines gleichmäßig verbreiteten Elements von geradem, gesundem Verstande nicht verschließen, das ihm gerade in München recht besonders wohlthuend entgegenkommt. Ich habe in der mir schon lange lieb gewordenen Stadt mit ihrem läßlichen, behaglichen, wohlfeilen Leben auf der ersten Station meiner Reise wieder ein paar Tage zugebracht. Kein Zufluß von Fremden, keine Vergrößerung, kein Fortschritt des Modernen hat bis jetzt die Unbefangenheit, Offenheit, Zutraulichkeit der Sitte, Leichtigkeit der Ansprache verderben können. Von Kunst habe ich dießmal nur wenig zu erzählen, doch schlage ich dem Leser vor, mit mir das Eine und Andere zu betrachten, um sich ein Stündchen der Ruhe in den Aufregungen der drängenden Gegenwart zu gönnen. Größere Unternehmungen der Historienmalerei bereiten sich bekanntlich für das im Bau begriffene Nationalmuseum vor. Der Auftrag, die Salamisschlacht zu malen, hat Kaulbach auf das Feld zurückgeführt, worauf er mit dem bekannten Geisterkampfe der Hunnen und Römer so glücklich

begonnen hat. Ich habe mir vorbehalten, ein andermal eine Zergliederung des eigenthümlichen Verhältnisses zu versuchen, in welchem sich Idealismus und Realismus, hoher Styl und bis an Caricatur grenzende Schärfe der Charakteristik, Symbol und herbes Abbild der Wirklichkeit, Ueberfülle beziehungsvoller Reflexion, Ironie, Satyre und fruchtbare Sinnlichkeit der Phantasie in diesem Künstlergeiste mischen. Mag man die Mischung nicht für eine organische, gesunde halten, man wird doch nicht läugnen, daß sie viel zu reich, tief, als Spiegel der Zeit viel zu bedeutungsvoll ist, um sich leichthin mit ihr abzufinden. Ich meinestheils habe mich frühe gegen das stehende Motiv des „oberen Stockwerks," der mythischen Symbolik erklärt, welche die wirkliche Handlung nicht zu Athem kommen läßt, und bin der Meinung, daß Raphael mit seiner Disputa del Sacramento und seiner Umstimmung des Attila, so sehr bei ihm diese Einführung mythischer Gruppen und Figuren aus der Anschauung der Zeit hervorging, doch auch viel Unheil angestellt hat. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht gegen Einwendungen zu vertheidigen; genug, Kaulbach selbst hat in seiner Salamisschlacht auf den Meergott Glaukos verzichtet, der auf dem ersten Entwurf dem Xerxes jene Ketten vor Augen hielt, mit denen er im Uebermuth den Hellespont fesseln wollte, und als einziges transcendentes Motiv bleiben die Gestalten der Heroen in der Luft, die nach dem eigenen Volksglauben den Griechen in dieser Schlacht vorkämpften; ich bin überzeugt, sein großes Schlachtbild hat dadurch nur gewonnen, indem nun an die Stelle des Glaukos die stolze, wilde Artemisia getreten ist. Ich glaube aber, daß Kaulbach noch eine ungetheiltere Wirkung erreichen und manchen Gegner

versöhnen wird durch das letzte Bild für das Treppenhaus im Museum zu Berlin. Endlich ist ja dort seine Absicht durchgedrungen, das Reformationszeitalter als den modernen Wendepunkt der Weltgeschichte darzustellen. Ich kenne Kaulbachs Skizze; er verfährt dießmal wie Raphael in der Schule von Athen, er versammelt einfach die Männer, in denen der Geist dieses Zeitalters Leben gewesen ist: auf höherer Basis der weiten Räume einer Kirche die Reformatoren, Luther in der Mitte, der voll Energie der Begeisterung die Bibel hoch emporhebt, zu seinen Seiten Melanchthon und Zwingli, die das Abendmahl austheilen, tiefer, im Vordergrunde, links die großen Entdecker, rechts die Humanisten, die Künstler. Hier wird er ungetheilt in seinem Elemente sein, der starken Charakteristik; wir werden einen reichen Kreis von Charakterköpfen und Gestalten sehen, aus deren lebendigem Zusammenwirken die Einheit des Grundgedankens mächtig hervorspringen wird, statt in abstract schönen Allgemeinfiguren symbolisch danebenzutreten, und irre ich nicht, so wird der Künstler auch die sonst gewohnte Ueberfruchtung mit Nebengedanken, Beziehungen, reflectirten Episoden zu opfern wissen, wird eingedenk sein, daß die höchste Reife Einfachheit ist.

Es wird sich nun zeigen, wie die Münchner Kräfte zu der großen Principienfrage des Idealismus und Realismus sich stellen, wenn einst das Nationalmuseum uns vor Augen bringt, was inzwischen im Stillen reift. Bis jetzt hat die deutsche Malerei ihre höchste Kraft in einem gedankenvollen Monumentalstyl mit vorherrschender Zeichnung entwickelt; das Gedankenvolle sprach sich in einem bestimmten Zuge zur Einkleidung ideenreichen Tiefsinns in mythische, symbolische

Gestalten aus. Der Realismus darf sich auf den berechtigten Geist der Zeit und den germanischen Genius berufen, wenn er fordert, daß der Künstler dieselbe Tiefe als inwohnenden Geist in die Gestalten der Wirklichkeit ohne solche Zuthat lege und daß er diesen Gestalten das volle Gepräge des individuellen Charakters gebe. Man muß aber beide Forderungen wohl unterscheiden, denn in der Wirklichkeit kann sich zerlegen, was dem Begriffe nach zusammengehört; realistischer Styl kann sich mit idealistischer Erfindung vereinen und idealistischer Styl, der wenig individualisirt, mit realistischer Erfindung. Der große, geniale Meister, den die Münchner Schule als ihr Haupt verehrt, Cornelius, ist nach der Seite der Erfindung Idealist, denn er neigt durchaus zum directen Ausdruck von Ideen durch übersinnliche Gestalten; aber nach der Seite des Styls ist er Realist im besten Sinne des Worts durch die strenge, herbe Dürerische Kraft der Individualisirung und Charakteristik, die nichts von akademischer Allgemeinheit der Formengebung weiß. Auf der allgemeinen Ausstellung hat sich darin am nächsten neben ihn der leider so früh uns entrissene Rethel gestellt. Von dem wenigen Neuen, was ich bei dem dießmaligen Aufenthalt in München gesehen habe, will ich hier einen Carton von Pixis nicht unerwähnt lassen, der den Sieg des Schwedenkönigs Carls X. über die Dänen in einer auf dem Eis des kleinen Beltes gewagten Schlacht darstellt und für das Nationalmuseum ausgeführt werden soll; die Erstlingsgemälde dieses Künstlers zeugten von Frische und Feuer, waren jedoch zu allgemein in den Charakteren und nicht ohne theatralischen Zug in Affect und Handlung; hier aber zeigt sich ein rascher Fortschritt zu bestimmter, concreter,

nordisch strenger Charaktergebung und Energie der Handlung, die doch schlicht, sächlich, mit der „angebornen Bescheidenheit der Natur“ vor sich geht. Eine gewiß glückliche Quelle malerischer Motive hat sich Pixis in der Gudrun eröffnet; an diesen sagenhaften Stoffen wird er zu zeigen haben, wie es ihm gelingt, mit der Schönheit der Form, in der ihn der Aufenthalt im Süden befestigt hat, die winterliche Härte und Innerlichkeit abzuwägen, welche gerade hier der Schauplatz fordert. — Die Münchner Schule hatte das Element der Farbe vernachlässigt und der Realismus hat nun seine Forderung natürlich auch auf diesen Punkt zu richten, er muß volleren Schein der Wirklichkeit durch gesättigtes, lebenswarmes Colorit verlangen. Das führt nun freilich ebenfalls auf ein verwickeltes Gebiet nothwendiger Unterscheidungen, das ich hier keineswegs zu erschöpfen meine, wenn ich das Eine hervorhebe: auch der Realismus theilt sich natürlich in einen Monumentalstyl und einen Genrestyl. In der Nachahmung des Einzelnen, vorzüglich der Dinge, die als todte Körper dem innern Lebenskern einer Person und Handlung anhängen, wie Kleidungsstoffe u. s. w., oder als physikalische Erscheinungen über ihn ergossen sind, ihn umgeben, wie Licht, Luft, kann nun das Colorit einen Grad der Vollendung suchen und erreichen, welcher die Aufmerksamkeit von jenem Kerne hinweg und, ist das Gemälde ein historisches, es in das Genre herüberzieht. Das Monumentale im Styl wird immer eine gewisse Mäßigung und Schlichtheit der Farbe bedingen, nicht nur in der Freske, auch im Oelbild; nicht, als sollte damit das Unvermögen beschönigt werden: der Maler wird zeigen, daß er darin nicht weiter gegangen ist, weil er nicht weiter

gewollt hat, und freilich von der ältern Münchner Schule wird so ziemlich gelten, daß sie nicht weiter gegangen ist, weil sie nicht weiter gekonnt hat. Die neuere Wendung zum Realismus und zur ganzen Farbe ist vorzüglich durch Piloty vertreten. Seinen noch unvollendeten Nero, der nach der Feuersbrunst über die römischen Trümmer hinschreitet, habe ich nicht gesehen und glaube den rühmlichen Nachrichten gern, daß hier die geistige, das Ganze beseelende Kraft unter der kunstvollen Vollendung dessen, was in einem großhistorischen Bild Außenwerk heißt, voller, ungehemmter athmen wird, als in seinen früheren Werken. Sein Verdienst wird bleiben, daß er zuerst im Großen und mit wirklicher Herrschaft über die Kunstmittel dasjenige in München einbürgert, was vor Jahren die Belgier uns wieder in Erinnerung gebracht haben: das volle Bild der Erscheinung, die eigentliche Malerei; allein die deutsche Art wird, auch nachdem sie sich dieser Mittel in ihrem ganzen Umfang bemächtigt hat, doch immer dahin neigen, dieß Verfahren dem historischen und dem reinen Genrebild vorzubehalten, im monumentalen Historienbild aber die coloristische Seite mit freier Verzichtung auf das oben bezeichnete Maaß zu beschränken und die großen Züge des Inhalts durch die markige Kraft der vorherrschenden Zeichnung zu führen. Der Realismus wird hier in der Kraft der Charakteristik und Individualisirung liegen wie bei unsern großen altdeutschen Meistern. Davon wird ein coloristisches Historienbild zu unterscheiden sein, das dem historischen Genrebild näher steht, wiewohl es einen ausgezeichneten und benannten Moment der Geschichte darstellt; ein kleinerer Maaßstab wird ihm zusagen, es wird vorzüglich in der Bestimmung zum Schmucke von

Privaträumen seinen Werth behaupten, während das monumentale Historienbild den öffentlichen angehört. Von Einzelnem dieser Art, was ich dießmal gesehen, erwähne ich ein Bild des Schweizers Boßhardt, der sich vor Jahren durch das Gemälde: der Tod des Franz von Sickingen einen guten Namen gemacht hat; es stellt die edle That des Bürgermeisters Wenny von Solothurn dar, der im erbitterten Reformationskampfe sich mit breiter Brust vor eine Kanone stellt, welche die von Pfaffen aufgehetzten Katholiken auf die Protestanten abzufeuern im Begriffe sind, trägt die Handlung klar und überzeugend vor und zeigt sehr erfreulichen Fortschritt in ergiebiger Entwicklung des Inhalts, Mannigfaltigkeit und Individualisirung der Charaktere, Fülle und Wärme der Farbe.

Wie sehr ich für den Realismus in der einen und andern der hier unterschiedenen Richtungen stimme, ich darf doch hier nicht ungesagt lassen, daß ich gegen den reinen Idealismus gerechter und anerkennender geworden bin als früher. Der Realismus ist nicht Naturalismus, nicht Materialismus, aber die Versuchung liegt ihm nahe, darein zu versinken, daher bedarf er seines Antipoden, der ihm stets die Mahnung entgegenhält, daß es der Kunst nicht um die gemeine Wahrheit zu thun ist; des Antipoden, der uns in eine Welt von Göttern und götterähnlichen Menschen einführt, der nicht tiefer individualisirt, als es mit der reinen Schönheit der Formen verträglich ist, mit zarter Hand an der Grenze umlenkt, wo das härtere Gepräge des strengen Lebens mit seinen die Natur verhüllenden Culturformen beginnt, und sich eben daher, weil die ganze Farbe auch in die ganzen Gegensätze des Lebens führt, auch mit einem conventionellen, mehr symbolischen

Colorit begnügt. Es versteht sich, daß auch in dieser idealen Beschränkung wieder mancherlei Stufen möglich sind; Genelli hat in seinem Raub der Europa bewiesen, daß der Idealstyl weit tiefer in der Farbe zu gehen vermag, als man meinte; aber doch gestehe ich, daß ich ihn am meisten in der Handzeichnung mit den ihm eigenen warmen, wolligen Linien liebe. Wie fehlt einem, wenn man nun nach München kommt, der geistvolle Mann, dem die Griechen, Dante und Michel Angelo ihren vereinten Segen gegeben haben und den wir nicht minder lieben und verehren werden, mag er auch aus seinem reinen und ernsten Geisterreiche zürnend und schmollend auf die ihm widerstrebenden Ziele der Gegenwart schauen!

Von Genrebildern fand ich Pechts Goethe, der dem Carlsruher Hofe aus seinen Gedichten vorliest, der Vollendung nahe geführt, ein heiteres, sonniges, lebendig aufgefaßtes, farbenfrisches Sittenbild der Zeit mit trefflichen Porträts: man erfreut sich an dem warmen Lebensgefühl, das diesen Maler im Gebiete der Kritik zu einem so eifrigen Verfechter des Realismus macht; in diesem Eifer ist es ihm wohl geschehen, daß er nothwendige logische Unterscheidungen überspringt, die schwere Frage über Verhältniß von Inhalt und Form nicht gründlich genug nimmt, und so hat er denjenigen, die ihn fälschlich für einen Führer zur gemeinen Naturwahrheit nehmen, ohne seinen Willen manche Waffe in die Hand gegeben; sein geistvoller Text zu den Kunstschätzen Venedigs, der kürzlich erschienen ist, frisch, lebhaft, unmittelbar, wie Alles, was er schreibt, wird wohl das wirksamste Manifest gegen diese Mißverständnisse sein. — Bei meinem Landsmann Schütz fand ich ein gar freundliches Bild auf der Staffelei:

schwäbische Landleute, eine große Familie, am Kornfeld in der Ernte unter dem Schatten eines vollen Obstbaums zum schlichten Mittagsbrode betend, das am Boden aufgestellt ist, fern die weite Ebene von den blauen Zügen der schwäbischen Alb begrenzt. Dieß unser Mittelgebirge mit seiner eigenthümlichen Physiognomie, schwäbischer Menschenschlag, Sinn, Gemüth und Volkssitte haben schon lang auf ihre Maler gewartet, denn der lustige, derbe alte Pflug in Biberach mit seinen oberschwäbischen Sittenbildern war doch mehr Naturalist und Dilettant. Schütz ist kein gewöhnliches Talent und schreitet rasch in seiner Durchbildung vorwärts; ein sanftes, inniges, unverfälschtes Gefühl weist ihn auf das ernstere, empfundnere Genre. Er ist aber nicht frei von einem gewissen spezifischen erbaulich-sentimentalen Pastoralton, den er aus seiner Natur ausscheiden muß, wenn er nicht in's Unerquickliche gerathen will. Ein solches Bild wie die betenden Landleute ist ganz gesund, allgemein menschlich, wahr und schön; nur wenn man dann auch in den andern Bildern eine Neigung sieht, die Idealität in einer freudlosen directen Beziehung auf kirchliche Frömmigkeit zu suchen, wenn man bemerkt, wie auf dem übrigens so herrlichen Bilde: Frühlingsspaziergang des Dorfschulmeisters mit seinen Kindern keines dieser Kleinen, die ihre Gesangbuchlieder absingen, eigentlich einfach lustig ist, wenn die Scenen an Gräbern sich wiederholen, so entsteht die Besorgniß, er werde sich in einer pfarrerlich weltlosen Auffassung der schönen Welt befestigen. Die Kunst bedarf solcher directer besonderer Beziehung, die man ein „Geschmäckchen" nennt, nicht, um dem Weltleben die höhere Weihe zu geben. Dieß sei in allem Frieden und aller herzlichen

Anerkennung gesagt. — Was ganze derbe Fülle des Lebens ist, hat ein anderer Landsmann, Grünewald, in jenen markigen Tuschskizzen gezeigt, durch die er einst als eines unsrer kräftigsten Talente in der Stuttgarter Akademie sich hervorthat und die auf der allgemeinen deutschen Ausstellung zu München im Kupferstichcabinet aufgehängt waren: ein friesartiger Streifen, die Jahreszeiten in Arbeit und Lust schwäbischen Lebens darstellend; was mich vor vielen Jahren, als ich diese Jugendarbeit sah, freudig überraschte, war eine Art von Stylisirung, die mich in ihrer derben Energie und Entfernung von allem akademischen Abrunden an Holbein und Dürer erinnerte, die der Naturwahrheit in Volkstypus, Tracht, eckiger Bewegung nichts abfeilte und sie doch unvermerkt in volleres, freieres, markigeres Dasein hob. Wird denn diese treffliche Composition nicht gestochen oder, was ihr besonders anstünde, in Holz geschnitten werden?

Ein kurzer Besuch bei dem heitern, erfindungsreichen Fr. Folz, der in so anziehender Weise das Thierleben mit dem Menschenleben zu verbinden weiß, gab Anlaß, mich der ungleich höhern Lebendigkeit zu erfreuen, wodurch die deutsche Kunst vor der niederländischen sich auszeichnet. Auch diese hat beide Stoffe in Idylle, Jagd, Wanderung, Krieg gerne zusammengestellt, aber ist doch gar zu arm an freieren Motiven, bewegteren Beziehungen, wärmerer Komik. So etwas Trauliches, Gemüthliches, wie z. B. der Folz'sche Einsiedler vor seiner Hütte, wo er sich in der Armuth und Wildniß doch so behaglich eingerichtet hat mit seinen Häschen, Böckchen, zutraulichen Vögeln, findet man doch bei den Holländern nicht; der Genremaler mag gerne den ruhigen Situationen

nachgehen, jene aber scheuen gewiß nicht bloß aus malerischen Gründen fast jede lebendigere und innigere Beziehung. Wie herzlich stellt Ludwig Richter, um doch Illustration und Holzschnitt hier ja nicht zu vergessen, Mensch und Thier zusammen! Meine Münchner Wege führen mich denn auch auf einen Künstler, über den mir schon lang ein freudiges Lob auf der Zunge liegt, zu dem trefflichen Koller aus Zürich. Ich sah bei Kupferstecher Merz eine Arbeit von ihm wieder, worin dieser lebensvolle Realist ein Feld betreten hat, auf dem wir nicht gewohnt sind ihm zu begegnen; es ist eine Kreidenzeichnung, die ein Relief in Medaillonform darstellt und ein einfaches Motiv in plastischem Sinne behandelt: ein kleiner Knabe, lachend vor Lust und doch etwas ängstlich, reitet auf einem mächtig großen Hunde, der etwas ältere Bruder oder Kamerad hält ihn. Beide Knaben sind nackt und die Formen sind mit einer Zartheit und Kraft, Schwung und Rundung der Schraffirungen modellirt, daß man das Fleisch und seine Farbe zu fühlen meint. Koller hat hier eine ungewohnte Einheit des Sculpturartigen und der malerischen Durchbildung des Einzelnen gewagt und glücklich gelöst; dieß zeigt nun namentlich auch die Behandlung des Hundes: das lockige, langhaarige Fell, der stattliche Federschwanz ist mit solcher Liebe und Sicherheit behandelt, daß man hineingreifen und mit den vollen, prächtigen Haaren spielen möchte. Aber dieß fleißige Detail geht bei ihm nie auf Kosten des inneren Lebens. Wie die zwei Knaben, so ist auch der Hund mit ganzer, getreuer Hundeseele bei dem Spaß, schreitet frisch mit ausgehängter Zunge vorwärts und würde lachen, wenn er nur könnte. Das ist das Gediegene an Koller, daß er die zwei

Pole: Leben von innen heraus, gefühlten, warmen Moment und gewissenhafte, auf unermüdlichen Studien, auf der fleißigsten Modellbenützung ruhende Vollendung der ganzen Erscheinung bis hinaus auf Kohlhaupt, Schaffell, feuchte Kuhnase, faltige Haut und durchsichtiges Ohr des Rinds in Eins zusammenfaßt und zusammenarbeitet. Er erreicht so eine Wirkung, die sich der Illusion nähert, ohne doch entfernt an wahllosen Naturalismus zu erinnern; die Figuren scheinen sich wirklich von der Leinwand abzuheben, es ist ein so voller Schein der Wirklichkeit, wie er lange in der ächten Kunst nicht gesehen worden ist. Zwei Abwege liegen dem Thiermaler nahe: Langweiligkeit und Ueberschraubung. Wer nur immer das Dumpfe, Gähnende, Wiederkäuende, Schläfrige malt, wie die meisten Niederländer: nun der bringt auch uns zum Gähnen; wer dagegen die Analoga menschlichen Seelenlebens im Thier aufsucht, hüte sich, diesen Ausdruck dahin zu steigern, daß sie zu empfindsamen Werthern, frommen alten Jungfern, guterzognen Schülern, raffinirten Intriguanten, ersten Liebhabern und Helden werden. Wir haben französische Sachen gesehen, z. B. Hunde, die am Grabe des Herrn trauern, so menschlich sentimental, daß sie offenbar sogleich ein Taschentuch hervorziehen und sich die Thränen damit trocknen werden. Das Thier muß Thier bleiben und doch errathen lassen, daß in seiner unbewußten Seele etwas vor sich geht, was menschlichem Affect, menschlicher Stimmung verwandt ist, in Ernst und Komik. Gerade die Thiergeschlechter, die weniger hoch, an innerem Leben dem Menschen weniger nahe stehen, sind ein besonders dankbarer Stoff, weil sich gleichmäßig die weite Kluft und die Brücke über die Kluft

an ihnen darstellen läßt. Das Rind ist daher für diese Auffassung günstiger, als das Pferd; dieses erinnert durch sein affectvolles, feuriges Wesen eher zu rasch, zu unmittelbar an das Verwandte im Menschen und die schönen Curven seiner Gestalt sind mehr noch plastisch, als malerisch; das träge, schwerfällige, dumpfe, genährige Wesen des ersteren gibt dem Spiele der Vorstellung, mit dem wir uns in die dunkle Thierseele versetzen und uns fragen, was darin nun wohl eigentlich vor sich gehe, mehr Reiz der Gemüthlichkeit und Koller versteht es gründlich, uns zu diesem Spiele zu nöthigen; namentlich führt er uns gern den Pierro, das halbgewachsene täppische Rind vor, mit den abstehenden, von durchsichtigem Saum eingefaßten Ohren, dem faltigen Ueberfluß der Haut am Hals und dem dummehrlichen, neugierig glotzenden, gutmüthigen Blick. Die menschenähnlichen Momente und Züge rührender Art weiß er ebenso wahr, als ungesucht in Scene zu setzen; so in der Kuh, die sich mit ihrem Kalb bei Gewittersturm hinter einen Fels geflüchtet hat und nun mütterlich besorgt, zugleich dem unfaßbaren Feind mit scheuem Blicke drohend, den Kopf über es biegt; oder in jener andern, die sich abseits der Heerde an einer Felswand auf blumenreicher Matte mit ihrem Jungen gelagert hat und es emsig ableckt: die Gruppe hat sich wie in einem gemüthlichen Stübchen eingerichtet, um fern vom Getümmel in aller Stille Mutter- und Kindsfreuden zu genießen. Ein andermal denn ergeben sich ebenso ungesucht ironische Parallelen. Landseer, der große englische Thiermaler, hat sie gern aufgesucht; man kennt z. B. seine zwei Hunde, dignity and impudence getauft, die nebeneinander aus ihrem Häuschen schauen, der eine ein naseweißer, lausbübischer,

kleiner Rattenfänger, ein Gamin der Hundewelt, dem man ansieht, er läßt Niemand und Nichts in Ruhe, kläfft und zankt mit aller Welt, der andere ein gesetzter großer Schweißhund, ganz Amtskopf, ganz Oberforstmeister, Charakterrolle, Mann der Gesinnung, der nur mit strenger Auswahl sich zum Mitwirken entschließen wird, wenn es an's Anbellen geht. Häufig aber treibt Landseer die Beziehung zu weit und wird dann thierischer Caricaturmaler. Koller bleibt immer mäßig und läßt die Anwendung wie ohne sein Zuthun hervorspringen, wie z. B. in seinen drei Kühen, die in einem Kohlgarten eingebrochen sind: die eine im gründlichen Vollgenusse die saftigen Blätter malmend, daß man meint, jenen dumpfen, behaglichen Ton der arbeitenden Kiefer zu hören, der den Wiederkäuern eigen ist; die andere eben erst sich bückend, um recht in's volle Zeug zu gehen, die dritte aber im ersten Genusse tragisch unterbrochen, denn die Bauernfamilie hat das Ungeheure dieses Einbruchs bemerkt, händeringende Weiber, schreiende Kinder sind auf dem Altan des nahen Bauernhauses sichtbar, der Mann ist herbeigestürzt und reißt dem lüsternen Thier mit grober Faust den Kopf am Horn zurück, dieses sendet einen wehmüthigen Blick zum Himmel, während ihm das eben abgerupfte Kohlblatt aus dem Maul hängt; Alles predigt hier: bestrafte Naschhaftigkeit, oder: belehrte mangelhafte Kenntniß des Privateigenthums, oder: „nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren, wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!" was aber freilich auch wieder der Bauernfamilie gilt, der ihr Kohlgarten so wichtig ist wie ein Absolutes, Unendliches, so daß hingegen die Kühe in ihrem

Rechte sind, die ihn als ein Endliches behandeln. Es haben manche andere Künstler solche Einfälle gehabt, aber man muß Kollers Liebe, Geist, Fleiß, volle Leibhaftigkeit in der Ausführung sehen. Bei idyllischer Zusammenstellung des Thiers mit dem Menschen wird der Maler im richtigen Sinne gemüthlich wirken, wenn er uns an die Worte der Sennerin im „Versprochnen hinter'm Herd" zu erinnern weiß, die auf die Frage des Herrn nach dem Befinden des Viehs erwiedert: „mer sein Gottlob alle g'sund." Ich will hier ein allerliebstes kleines Bild von Eberle nicht unerwähnt lassen, das ich früher im Kunstverein zu München sah. Ein schwäbischer Hirt mit Dreispitz und in dem bekannten weißen Kittel von merkwürdig hoher Taille hat sich etwas von der ruhenden Heerde entfernt, um mit seinem Schatz zu plaudern, der eben vorübergeht. Der Lockhammel ist ihm gefolgt und steht hinter ihm, ihn eigenthümlich ansehend, als habe er sich bei dieser novellistischen Seitenhandlung zu betheiligen, gehöre so mit dazu. Duftige, blaue Luft, reiner Sommertag, die klarste harmonische Stimmung. Koller hat jetzt wieder ein größeres Bild vollendet: eine Hirtenfrau mit ihrem Kind hat sich in glühender Mittagshitze unter einen breiten, schattigen Baum gelagert, das Kind schläft, sie ist am Einnicken; es ist so schwül, so heiß, man möchte mitschlafen; ringsum sind Schafe und Ziegen bereits dieser Einladung gefolgt, eine Kuh aber, die im Bach daneben steht, hat den Kopf auf dem Rain aufgelegt und glotzt merkwürdig dumm gutmüthig die rührende Gruppe der Schlummernden an; ob sie wohl Studien zu einem Genrebild macht? Noch ein Zuschauer findet sich ein: hinter dem Stamme des Baums, dunkel abgesetzt vom brennend sonnigen

Hintergrunde, kommt eben ein muthwilliges junges Rind hervor und beschaut sich ebenfalls die Gruppe, man sieht, es steigt ihm eine Idee auf, es entwickelt sich ein Witz in ihm, der sich wahrscheinlich bis zur Höhe eines plumpen Sprungs versteigen wird. — Das Rind mag aus dem genannten Grunde den Thiermaler mehr anziehen, als das Pferd, das schon in der Natur mehr ästhetisch erscheint und ebendarum dem Künstler weniger zu thun übrig läßt; wer wollte darum so thöricht sein, das herrliche Thier von der Malerei auszuschließen? Auch komische Motive bietet es dar als eingewöhntes, träge gewordenes Zugthier, wo es gewissermaßen zum Ochsen heruntersinkt. Eines der frühesten Bilder von Koller zeigt einen Schimmel, der aus dem Stallfenster schaut, den Kopf auf den Sims gelegt. Es ist ein träger Bauerngaul, ganz Philister; heute ist es offenbar Sonntag und ein unschuldiger Naturgenuß erlaubt; so sieht er sich die sonnige Landschaft an, ohne Gemüthsaufregung, langweilig, die schlaffe Unterlippe drückt sich im Aufliegen des Kopfes breit und lang über die Oberlippe vor; hätte er eine Tasche, so guckte gewiß das abgenagte Mundstück einer alten Ulmerpfeife heraus; meditirt er Verse, so sind sie gewiß im Style des „Biedermeier.“ Wie aber der humoristische Künstler auch in's Gewaltige gehen kann, wird man sehen, wenn er seine kraftvolle Composition ausführt: vier prächtige Hengste, die sich scheu und wild vor einem Abgrund bäumen und ineinander wirren, da der schwere Güterwagen, den sie ziehen, auf steiler Steige in Schuß gekommen ist und sie aus der Straße hinweg an die fürchterliche Stelle vorwärts gestoßen hat.

Koller ist reich und fruchtbar an Erfindungen, ohne daß

ihn der rasche Geist je zur Schnellmalerei und Flüchtigkeit verführt; Lob verderbt ihn nicht und es steht gewiß eine schöne Laufbahn vor diesem bedeutenden Talente. In Behandlung der menschlichen Gestalt bedarf er wohl noch einiger Lehrjahre, einige Härte ist noch zu überwinden, eine gewisse tiefere Vereinigung des Stylvollen mit dem Naturwahren zu gewinnen, wozu eine italienische Reise das Beste thun wird. Auf die Debatte über sein Grün will ich hier nicht eintreten; die Gegner nennen es giftig und er antwortet: die Bäume sind nicht roth, wie ihr sie malt, sondern grün. Mir scheint immerhin, die Kunst fordere etwas mehr Abdämpfung, als er zugibt.

Nach neuen Erscheinungen in der Landschaft umzusehen, war dießmal wenig Zeit. Mein Landschaftheiliger, bei dem ich, so oft ich in München verweile, jeden Tag wenigstens einmal erscheine, um mich zu erbauen, ist Rottmann; die Feierstunden zwischen anstrengendem Galeriensehen und allerhand ermüdenden Gängen, wie die Umstände sie bringen, werden in den Arkaden genossen. Einst als junger Mensch, der noch keine Ahnung hatte vom hohen Styl, von classischer Einfalt und Großheit, vom südlichen Land und seiner Natur und wie man in ihr die Antike fühlen und verstehen lernt, stand ich zum erstenmal vor diesen Fresken. Da giengen mir die Augen auf und lange nachher, als ich Italien und Griechenland sah, mußte ich, wo immer diese Welt der reinen Form und Farbe in besonderer Schönheit und Größe vor mir sich aufthat, leise sagen: Rottmann! Deutschland darf stolz darauf sein, daß ihm die Kunst den einzigen Genius verdankt, der die historische Landschaft in ächt modernem Sinn neu geschaffen

hat, indem er ihren Idealstyl mit bestimmter Physiognomie, mit der Individualität der wirklichen gegebenen Erscheinung verschmolz; will man recht lernen, was es heißt: ein gegebenes Object aus sich selbst heraus ohne Willkür rein stylisiren, so darf man nur seine Werke betrachten. Es war wohl gute zehn Jahre später, als ich bei dem herrlichen Manne mich selbst einführte und er mich freundlich zu seinen griechischen Landschaften begleitete, die damals noch im untern Raume des Königsbaus am Boden standen. Da waren mir, wie so manchem Andern, die ruhig großartigen Bilder weit die liebsten; diese blaue Delos, Naxos, verbrannte Korinth, steinige Sikyon, diese baumreiche Spartaebene, der stille Kopaissee: hier breitet sich rein und groß das wunderbar poetische Gefühl der Raumprojection, der feierlichen Linie, des ewigen elementarischen Lebens aus; dagegen gab sich auf andern Bildern zu erkennen, daß Rottmann nach zwei Seiten begonnen hatte, aus seiner erhabnen Einfalt herauszutreten. Er verfiel auf eine zu beziehungsreiche Staffage, wie das reiterlose Pferd auf dem Schlachtfelde von Marathon mit dem verlornen rothen Mantel, das zugleich mit dem über die Ebene wüthenden Gewitter die Schlacht andeuten soll, die hier geschlagen wurde; er suchte in seltsamen, unruhigen oder durch Intensität des Lichts unnachahmlichen Effecten der Luft und Beleuchtung mit der Natur zu wetteifern, wie auf dem Bilde der Bucht von Aulis mit der Sonne am Himmel oder Epidaurus mit dem phantastisch glühenden Sonnenuntergang. Rottmann bedurfte keiner besondern, den Verstand zu Nebenfragen reizenden Einzelnheiten, um uns zu sagen, daß hier eine Natur ist, in der große Menschen lebten, große Thaten

geschahen, das predigt bei ihm Stein, Erde, Berg und Luft von selbst, und er war viel zu groß im bleibend Schönen, als daß er sich auf den Wettkampf mit einzelnen, flüchtigen, auffallenden Lichtwirkungen hätte einzulassen gebraucht. Doch wer wollte dem früh Entrissenen, der seinen rechten Weg darum nicht verloren hätte, mit einem unzufriedenen Blick nachsehen?

Unbegreiflich ist es mir, daß man in München nicht längst etwas gethan hat, die Arkadenbilder zu schützen. Ließe sich denn keine Vorrichtung finden, sie Nachts zu bedecken? Freilich sie haben bereits so viel gelitten, daß es längst Zeit gewesen wäre, sie in möglichst guten Copien zu erhalten; meines Wissens sind solche in Privatauftrag bereits ausgeführt, wird der Staat nicht dieß Beispiel für den Zweck der Oeffentlichkeit nachahmen?

Weil wir eben in der Nähe sind, blicken wir noch hinüber nach der Feldherrnhalle. Die loggia dei lanzi in Florenz, der sie nachgebaut ist, war einst von den bunten Gestalten der Landsknechte belebt, welche die Schloßwache hatten, heute noch schmückt sie nicht nur eine Reihe von Bildsäulen, sondern sie ist zugänglich und meistens von Menschen belebt. In dieser leeren, todten Feldherrnhalle mit der nackten Wand stehen Tilly und Wrede so einsam und verlassen, daß sie einen ordentlich dauern wegen der tödtlichen langen Weile, die sie ausstehen müssen. Wollte man die Schloßwache nicht hineinlegen, warum belebt man nicht wenigstens die Wand mit Trophäen, reichen bronzenen Gruppirungen von Schilden mit Fahnen, Waffen?

Wir sprachen von der Landschaft. Es versteht sich, daß

ich neben dem Stylbilde, wie es in Rottmann so rein sich darstellt, die realistische Landschaft, die mehr oder weniger Stimmungsbild ist, in ihrem ganzen Werth und Recht würdige, nur daß ich dießmal von einem Schleich, Bürkel, Morgenstern und Andern nichts Neues sah. Dagegen möchte ich hier Einiges von der eigenthümlichen Richtung des Malers Böcklin aus Basel sagen. Man kennt den verliebten Faun von seiner Hand in der neuen Pinatothek, der dem feuchten Schilf in heißer Mittagsgluth auf der Syrinx seine Herzensleiden vertraut; es ist eine Specialität, aber eine höchst geistreiche. Zwei neue Bilder sah ich unvollendet auf der Staffelei. Das eine derselben zeigt auf steiniger, verbrannter Gebirgshöhe einen griechischen Hirten, der in wilden Sätzen, seiner Heerde voran, voll Entsetzen abwärts springt: Pan hat ihn geschreckt; von der Höhe des obersten Gipfels lacht das bocksfüßige Ungeheuer, scharf von der blauen Luft sich abhebend, dem fliehenden Menschenkinde nach. Alles ist so überzeugend, stimmungsreich gegeben, daß man den Seelenvorgang, der solche Phantasiebilder der Alten, solche dunkle mystische Vorstellungen erzeugte, Angesichts des Bildes leicht und schnell in sich wiederholt: die einsame, wilde Berghöhe stimmt gespenstisch und irgend ein Laut, Schall in der Wildniß vergrößert sich der scheu gewordnen Einbildung zum geisterhaften Ruf einer dunkel geahnten Naturgottheit. Man fühlt, daß Böcklin in die Alten, besonders in den Theokrit, sich innig und phantasievoll eingelebt haben muß; das beweist neben jenem Faun wohl auch die schlafende Satyrfamilie, die ich nicht gesehen habe, die mir aber sehr gerühmt wurde. Dennoch bleiben nach meiner Ueberzeugung auch diese Bilder geniale Specialitäten.

Böcklin ist ausgezeichneter Landschaftsmaler, aber die Landschaft genügt ihm nicht; es liegt noch eine andere Kraft in ihm, die ihn zum Aussprechen des Innern in Figuren und Scenen treibt, er ist ein Dichter, er will erzählen; diese zwei Kräfte sucht er so zu vereinen, daß er die Stimmung der Landschaft in Gestalt und Handlung ausdrücklich hervorstellt. Nun entsteht ein zwischen Landschaft und zwischen menschlichem oder mythischem Lebensbild schwankendes Ganzes: es ist sowohl dieß als jenes, ebendarum aber weder dieß, noch jenes. Ich bleibe bei meiner alten Behauptung: Landschaft darf keine Staffage haben, die unser Interesse nach den Vorgängen des menschlichen Lebens, dem Reiche des Bewußten abzieht. Es hilft nichts, wenn man sagt: beide Seiten müssen allerdings zusammengestimmt sein; das Wesentliche der Landschaft ist, daß Stimmungen der Seele in ihr nur geahnt werden; die Ahnung gestaltet sich gern zu der bestimmteren Vorstellung einer Scene des Menschenlebens, wie sie dem Charakter der Landschaft entsprechen würde; gibt man aber dieser Ahnung Gestalt, macht man Ernst aus derselben und führt Menschen ein, die etwas thun oder leiden, wodurch jene Stimmungen zur eigentlichen Wirklichkeit werden, so verschwindet eben das Wesentliche: das blos Geahnte, das träumerische Unterlegen und Uebertragen. Ich sehe nach der interessanten, beziehungsreichen, spannenden Scene, die unter Menschen vor sich geht, und ich bin mitten in die heißen, mit klarem Worte sich nennenden Fragen des Menschenlebens hineingezogen, das träumerische Helldunkel, das Spiel der Empfindung ist zerstreut, womit ich die Landschaft betrachte; ich verweile bei dieser, dann vergesse ich die Handlung und

nur ein gewaltsamer Ruck, ein Stoß versetzt mich wieder in die letztere. Will also der Maler für die Menschenwelt interessiren, so muß die Landschaft untergeordnet, sie muß zum bloßen Echo, Hintergrund, sie muß zu dem Rang herabgesetzt werden, den umgekehrt im reinen Landschaftsbild die allein richtige, die anspruchlose Staffage einnimmt. Ich berufe mich auf Böcklins eigene Erfahrungen bei der Ausführung des zweiten Bildes, das ich damals auf der Staffelei sah und das eben jetzt durch die schweizerischen Kunstausstellungen geht: Ufer des adriatischen Meeres, schöne Villa in einem Garten, unten im Vordergrund reißt ein Seeräuber eine jammernde Frau nach einem Boote, wo zwei seiner Gesellen bereits ein geknebeltes Mädchen hüten. Auf dem beschatteten Wege, der zur Villa hinaufführt, liegt ein Leichnam: es wird der Gemahl der Geraubten sein, der in ihrer Vertheidigung gefallen ist. Man sieht sogleich: der Maler wollte eine poetische Erzählung geben, etwa im Geist und Ton Byrons. Während der Arbeit wurden die Figuren zuerst größer, dann kleiner, zuerst zahlreicher, dann sparsamer gehalten, die düstere Handlung sollte zuerst noch mitten im Kampfe stehen, dann wurde sie auf den Moment des beendigten Kampfes gestellt; Alles im Gefühle, daß spannende Handlung von der Landschaft ablenkt, die hier nun einmal entschieden zu bedeutend ist, um blos in zweiter Linie, als eine Art musikalischen Nachhalls einer Handlung zu wirken. Allein auch in jener Beschränkung ist die letztere immer noch ihrerseits viel zu bedeutend, um nicht in schwankendem Kampfe mit der Landschaft um den Vorrang der Bedeutung zu streiten. Das Bild hat zwei Schwerpunkte, es wankt daher und beunruhigt. Jeder

Theil ist mit ausgezeichnetem Geist und Kunstgefühl behandelt, das Schloß unter Cypressen und Oleander, im Rosenlichte der untergehenden Sonne tief empfunden, voll Adel, die kalten Schatten auf dem Vordergrunde meisterhaft beobachtet und gemalt; die Figuren mit wenigen Mitteln ganz für die beabsichtigte Wirkung leicht, geistreich gegeben, allein die Theile, obwohl jeder vortrefflich, gehen in der Empfindung nicht zusammen. Ein glückliches, vornehmes Ehepaar, das eben von einer Gondelfahrt zurückkehrt: das hätte eben hingereicht; eine Landschaft ist kein Drama, keine Novelle, der Maler kein Dichter. Dieser verfährt successiv; er mag uns also z. B. einen Garten, eine Villa am lachenden Ufer der Adria schildern, dann das stille Glück edler Menschen, eines liebenden Ehepaars, dann den Einbruch von Piraten, den blutigen Kampf, das tragische Ende; im Anfang seiner Erzählung haben wir nur ein landschaftliches Bild vor uns, dann schreitet er zu einem Genrebild, dann zu einer dramatischen, tragischen Handlung fort: wenn wir aber einmal in diese hineingezogen sind, tritt in unserer innern Vorstellung die Landschaft und das Schloß zurück, d. h. sie verschwinden nicht völlig, aber das Auge der Phantasie verweilt nur secundär, mit schwächerem Nachdruck darauf, sie werden zum blos accompagnirenden Theile (um den schiefen Ausdruck Nebenwerk zu vermeiden). Im räumlichen Bilde des Malers dagegen coexistirt nun die Landschaft mit der dramatischen Handlung so, daß beide Theile gleiches Gewicht ansprechen, während der specifische Unterschied ihrer ästhetischen Wirkung doch verlangt, daß einer von ihnen herrschendes Ganzes sei. Anders scheint es sich mit mythischen Wesen zu verhalten, die in die Land-

schaft eingeführt werden, namentlich wenn es solche sind, die entschieden nur eine Personification von Naturpotenzen, so zu sagen nur eine leichte, schwebende Gerinnung der Landschaft selbst zu persönlicher Form darstellen. Der sentimentale außermenschliche Kauz dort im Röhricht flötend erscheint wie eine natürliche Concretion der feuchtwarmen, brütenden Luft über dem stillen Teich; dieß Bild ist eigentlich, da es überhaupt gar keine entwickelte Landschaft gibt, eine Sache für sich; im Ganzen und Großen aber gehört auch die mythische Staffage einer Zeit an, welche glaubte, für die Landschaft noch einen Legitimationspaß von bedeutenden Figuren zu bedürfen; es ist eine besondere Form des Idealismus; man mag sie durch innigeres Gefühl des Zustands, wie es dem geistvollen Böcklin sicherlich eigen ist, neu zu beleben suchen, man wird anerkannt werden, aber man steht nicht in der gemeinsamen Stimmung der Zeit, die doch einem innern Gesetze folgt, das wir nicht verändern können. — Ich bin nichtsdestoweniger ein warmer Verehrer der Prellerschen Bilder; mit dieser Richtung aber hat es eine besondere Bewandtniß. Prellers Fürsprecher für diese Einheit von Landschaft und Handlung ist seine Quelle, ist Homer, ist das uralte, grundnaive Epos, das sich so kindlich an Allem erfreut, was schön ist, und es nebeneinander harmlos gelten läßt. Aber man sehe auch näher hin nach seiner Auswahl: wo die Landschaft stark vorherrschende Bedeutung anspricht, da hat die Handlung nicht spannenden, beunruhigenden, sondern idyllischen, also ächten Staffagecharakter.

Den Schluß der paar Münchner Tage bildete ein Gespräch mit Paul Heyse, dem ich zum Erfolg der Elisabeth Charlotte

herzlich Glück zu wünschen mich getrieben fühlte. Er hat mit diesem Wurfe die Ungerechten geschlagen, die ihn als ein umhertastendes bloßes Formtalent beurtheilt haben. Dem Werke des sogenannten bloßen Formtalents — ein Talent, das schlechthin nur formell wäre, gibt es überhaupt nicht — fehlt es zwar nicht an inneren Motiven, aber diese sind nicht ursprünglich, nicht wahrhaft vom Dichter selbst erzeugt, sondern nur Anderen nachempfunden, anempfunden. Von Heyse aber wird Niemand behaupten können, daß seine Formen nicht vom fühlenden Nerv, nicht von der eigenen, schaffenden, warmen Bewegung durchdrungen seien. Das Gewicht liegt allerdings bei ihm auf dem künstlerischen Bilden; er wird immer seinen Stoff zuerst darauf ansehen, ob er die Motive enthält, eine Reihe schöner Situationen aus ihm zu entwickeln; aber schön wird ihm stets nur das sein, was nicht nur künstlerisch rein gezeichnet, sondern ebenso menschlich rein empfunden ist. Es ist wahr, daß es noch einen andern Weg gibt: denjenigen, den die Epoche machenden, urgewaltigen Geister gehen: sie beginnen mit titanischen Werken, bei denen Alles vom gewaltigen innern Impuls, vorerst ohne alles bewußte Absehen auf die Form als solche ausgeht, das innere Feuer wirft die Form nur unwillkürlich mit aus wie ein wildes, schroffes Gebirge, der Geist ist mit ganzer Gewalt auf die Sache, auf den Inhalt gerichtet; aus langen Kämpfen geht dann die Läuterung hervor, die zu einer Höhe führt, wo bewußte Richtung auf die Form mit der inhaltsvollen Macht des Impulses ununterscheidbar gleichwiegt; dann beginnt und wächst allmählich eine bedenkliche Betonung der Form vor dem Inhalt. Goethe's und Schillers Theorie der reinen Form,

welche „den Stoff vertilgen soll," enthält Wahrheit, führt aber diese Wahrheit nahe an die Linie, wo sie unwahr wird, wo sie zu innerlich kühlen, individualitätslosen Schemen, Typen, Masken verleitet, wie das z. B. in Goethe's „natürlicher Tochter" zu Tage liegt. Man kann vielleicht sagen, bei Heyse sei die Feinheit des Formgefühls größer, als die Macht des Impulses, und er habe früher, als große Dichter pflegen, auf die Form als solche sein Auge gerichtet, aber es ist und bleibt höchst ungerecht, von leeren Formen zu sprechen; das Wahre wird sein, daß seine Dichternatur vorzüglich auf diejenige Welt des Inhalts bezogen ist, die wir — versteht sich ohne Vorwurf der Schwäche — die weibliche nennen wollen, auf die Welt der Liebe; sagen wir: ein erotischer Dichter, nur mit dem Zusatz, daß damit kein Ovid gemeint, sondern jeder tiefe Conflict, jeder schwere Kampf der Liebe mit andern Lebensmächten, jede gewichtvolle ethische Frage mit eingeschlossen ist: also etwas Goethe Verwandtes, ein bedeutendes Talent, dessen Richtung und Anlage in dem Gebiete liegt, worin dieser urgewaltige Genius wirkte. Den tiefgefühlten Inhalt schaut er denn immer mit der Frage, welche bestimmte ästhetische Bilder sich im bestimmten Falle aus ihm entwickeln lassen, merklich auf die Form an, wobei man deutlich sieht, daß ihm ein innerer Zeichner, Maler, ein Kunstsinn inwohnt, dessen Auffassungsweise wesentlich durch die klare Objectivität italienischer Natur und Volksweise, durch antike Plastik und Poesie bestimmt ist. Die zwei Novellen: La Rabbiata und die Einsamen, Bilder, die an Leopold Roberts Pinsel erinnern, geben hiefür den Beleg. Es kann sein, daß das in solcher Art gebildete feine Auge durch seine Art, zu blicken, den

Dichter in der Stoffwahl fehlgreifen läßt. Der epische Versuch: Thekla entrollt eine Reihe meisterhafter Bilder; ja es sind hier einzelne Situationen mit einer Festigkeit gezeichnet, welche classisch genannt werden darf. Und wahrlich nicht bloße Form ist es, sondern der Inhalt: opfermuthige Begeisterung für eine neue Weltidee, kühner Bruch mit den Banden der alten Heidenwelt, Heldenschritt zum Märtyrtod, ist mit einer Gluth ergriffen, die unzweifelhaft aus den rein gezeichneten Formen lodert. Allein diesen Inhalt bot der Stoff mit einer specifischen geschichtlichen Bestimmtheit von so starkem Beigeschmack, daß sie dem modernen Gefühl ein für allemal widerstrebt: es ist die weltlose Beschränktheit bei der tiefen Intensität in den religiösen Begriffen der ersten Christenzeit, Wunder, Ascese und was daran hängt. Aus diesen Begriffen hat nun Heyse in jener an sich so großartigen Scene des Kerkergesprächs zwischen Paulus und der Heldin die reine Vernunftidee gezogen: unsere Ueberzeugung ist der Gott in unserem Busen und muß die Welt überwinden; die Wunder behandelt er so, daß uns freigestellt wird, anzunehmen, es sei wohl mit natürlichen Dingen zugegangen, die Ascese aber bleibt in dem Sinn stehen, daß die Heldin als eine Art weiblichen Apostels, Reisepredigerin von uns scheidet. Dieß Alles wirkt nicht rein, es bringt einen störenden skeptischen Riß zwischen der Freude an der künstlerischen Schönheit und dem unabweisbaren Denken über den Inhalt mit sich. Die Glaubensvorstellungen der Zeit lassen sich von den reineren Ideen, die ihnen verhüllt zu Grunde lagen, ohne Gewalt nicht ablösen; Wunder werden entweder mit der naiven Ueberzeugung der Legende erzählt — etwa auch mild

ironisch wie ein Hans Sachs solche Stoffe behandelt hat, — oder aber man meidet sie lieber ganz; es thut z. B. nicht gut, wenn man bei der Scene, wo Thekla die Löwen mit einem Blicke bändigt, die Wahl hat, an ein Uebernatürliches oder an van Aken zu denken, und was Ascese betrifft: ein schönes Weib, das in der Blüthe des Lebens auf den Lebensberuf des Weibes verzichtet, läßt immer ein Bild in uns zurück, das zu sehr das besondere Gepräge einer Zeit trägt, nicht ungetrübt rein menschlich wirkt. Dagegen hat nun Heyse durch sein Drama Elisabeth Charlotte eine ungetheilte reine Wirkung erreicht. Von solchen Bruchresten zwischen Inhalt und Form, die sich im Bewußtsein der Zeit nicht völlig auflösen, kann hier keine Rede sein; der Dichter griff frisch in die moderne Geschichte und nahm sich nur die Freiheit, wie sie jedem Dichter zukommt, seinen Stoff umzubilden, zu idealisiren. In den Sabinerinnen hatte er moderne Humanität in die alte Römerwelt zurückgetragen; ich glaube, daß diese weit weniger, als die griechische Heroenzeit, solche Verklärung zuläßt; mit dem Mantel vom Fell des Apenninenwolfes will so viel zarter Edelmuth wie in diesem Romulus nicht stimmen. Das Bessere ist doch immer, wenn der Stoff an sich schon unserem Bewußtsein näher liegt, und das Beste, wenn er uns in unserem Eigensten, dem Grundgefühl des nationalen Lebens, anspricht. Heyse hat dießmal das Herz seines Volkes getroffen und wollte Einer sagen, das liege eben im Stoff, sei stoffartige Wirkung, so werden wir antworten: der Stoff findet nicht den Mann, sondern der Mann den Stoff und zeigt die Wünschelruthe glücklich, so kam es vorher darauf an, wie sie angesetzt wurde; nicht zu reden davon, was der

Künstler am Stoff Alles umzubilden hat, bis der sittliche, volksthümliche Kern rein hervorspringt und wirkt. Und es galt ja wahrlich keine Sittenpredigt; reine deutsche Weiblichkeit sollte ohne Tugendstolz und Steifheit schlicht, naiv, heiter in der Mitte französischer Verdorbenheit und Tücke stehen und über sie triumphiren; sie sollte auch nicht ohne Weiteres fertig sein, sondern in schwerer Versuchung den Sieg zuerst über die eigene Schwäche erringen und dann über Andere siegen. Die Scene im Pavillon, wie Elisabeth zuerst in vollem Zuge selbstvergessener Erregung der Liebe eintritt, dann durch den Blick auf ihr Spiegelbild zu sich kommt und sich sagt: schäm' dich, alte Liselotte! ist ein Meisterzug psychologischer Wahrheit, reiner sittlicher Umwendung ohne Prätension, schlicht, treuherzig, Ernst mit Humor, ächt deutsch. Dem gegenüber ist die französische Frivolität, Intrigue, Repräsentation und Feinheit gewiß mit freier und gewandter Hand gezeichnet, nur bleibt etwas Lastendes in der Empfindung des Zuschauers zurück, was über die ganze Anlage der Handlung viel zu denken gibt. Der König steht am Schlusse zu glänzend, Elisabeth Charlotte zu untergeordnet da, sie nimmt die Befreiung der Pfalz und Deutschland in ihr den Ryswicker Frieden als eine Gnade an; in der That leidet darunter auch das Pathos deutscher Ehre, das diesem Drama doch einmal wesentlich ist. Es gab zwei Wege, dem zu entgehen. Entweder das humoristische Element in Elisabeth Charlottens Charakter wurde (der Geschichte gemäß) verstärkt, ihr sittlicher Triumph, obwohl an sich ernst aus dem Innern begründet, verlief sich der Form nach in lauter Scherz und Schalkheit; dadurch trat das Lustspielartige überhaupt in den Vordergrund und wurde ein

gewisses Schwanken zwischen dem Charakter einer Intriguenkomödie und ernstem Drama vermieden. Dieß war nun aber aus zwei Gründen schwer thunlich: der geschichtliche Charakter der Hauptperson ist einmal, unbeschadet des Naiven, vornherein mehr in der Richtung des Ernstes und der Tiefe idealisirt, er verdankt diesem Tone seine erhebende und rührende Wirkung; dazu kommt der Umstand, daß ein Giftmord, an der ersten Gemahlin des Regenten verübt, seine dunkeln Schatten auf das Ganze wirft. Freilich gerade hier liegt ein Zwiespalt, der auf alle Fälle sein Störendes hat: de Lorraine ist eine jener Figuren, wie wir sie aus dem französischen Lustspiel kennen: Vereinigung des Liederlichen und Ritterlichen, bekannter französischer Typus, glücklich aufgefaßt in manchen Momenten, aber er durfte kein Giftmörder sein und dieß forderte doch die Handlung. Der andere Weg würde die Elemente des ernsten Drama, die im Stücke liegen, am Schlusse zu mehr befriedigender Herrschaft bringen. Ich würde vorschlagen: der Dichter benütze die geschichtliche Thatsache, daß Ludwig XIV in seinen letzten Jahren durch die bittern Folgen seiner Mißregierung innerlich gebrochen war, er verstärke die Stimmen innerer Selbstverurtheilung, wie sie im Laufe des Stücks (namentlich in dem furchtbaren Traumgesicht vom Brande Heidelbergs, einer Stelle in Shakespeares ächtem Ton und Geist) einzeln sich vernehmen lassen, zu einem dauernden Zustande, einem bleibenden Gefühl, von der Geschichte gerichtet zu sein, er benütze unter anderem die Worte voll Schuldbewußtsein, die nach den Denkwürdigkeiten von S. Simon der König vier Tage vor seinem Tode zu seinem Urenkel, dem späteren Thronfolger sprach (auch von Hettner angeführt,

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts II. Theil); der also innerlich gebrochene König gebe uns zu erkennen, wie nun das Bild jener deutschen Frau als sein leibhaftiges Gewissen neben ihm steht, seine unwillkürliche Achtung vor ihr nehme diese bestimmte Farbe an; er trete am Schlusse nicht noch einmal wie ein Gnade spendender Gott, sondern Elisabeth Charlotte trete als wahre Hauptperson, als der Genius auf, dessen Anblick ihm zum innern Gerichte wird, und in dieser Stimmung verkündige er den Frieden von Ryswick. Heyse hat in den Sabinerinnen das Gewicht der Hauptrolle zwischen den zwei Schwestern vertheilt und dadurch die Wirkung eines Drama voll hoher Tragik der Leidenschaft und des Schicksals geschwächt; ähnlich, obzwar in ganz anderem Sinn, vertheilt er es hier zwischen dem König und Elisabeth Charlotte; der angegebne Weg würde den König energisch zurückstellen: während der Glanz seiner Repräsentation bis zum Ende bliebe, würde dessen ganze innre Hohlheit schlagender zu Tage treten. Uebrigens bringt es die Organisation eines Talents, wie ich sie zu bestimmen suchte, mit sich, daß Heyse geneigt sein muß, zum Mittelpunkte seiner Dramen Frauencharaktere zu machen. Daß hiedurch kräftige Hand in der Zeichnung von Männercharakteren nicht ausgeschlossen ist, beweist ja allein schon der frische, derbe, saftige Ancus in den Sabinerinnen; dagegen solche Mannesnatur, die einen geschichtlichen Zustand principiell anfaßt und im hohen geschichtlichen Sinn umwälzt, radicaler Wille, der eine neue Welt in sich trägt und mit der Begeisterung jene Bitterkeit des Hasses verbindet, ohne welche Großes nicht geschieht: dieß einschneidende Bild wird seinem Griffel ferner liegen.

Länger als ich wollte, habe ich den Leser in München aufgehalten, doch vielleicht wird er sich mit mir im betäubenden Strudel Wiens nach der Stadt zurücksehnen, die mit dieser verglichen so still, so gemüthlich und behaglich ist. Fort also auf der Eisenbahn nach Regensburg! Da steht die alte Herrlichkeit vor uns in dem berühmten Dome, dessen Inneres zur alten Einfachheit nun wieder hergestellt ist und rein von störender Zuthat seine ernste, schwungvoll gegliederte Wölbung wirken läßt, dessen herrlicher Chorbau und reiche Schauseite mit dem über Eck gestellten Portalvorsprung uns in die besten, phantasievollsten Zeiten der Gothik versetzt; der verdienstvolle Dombaumeister Denzinger zeigt uns gefällig den Riß für die Ausführung der Thürme und weiht uns in die Geschichte und Stylunterschiede der vollendeten Theile des Ganzen ein; wir wandern durch die Stadt, gedenken der uralten Carolinger-Zeiten bei dem Vorhofportal von S. Emmeran, das vorgothische Mittelalter, die Zeit des phantastisch reichen romanischen Styls tritt uns im Portal der S. Jakobskirche entgegen; in den engen Gassen erhebt sich zwischen den behaglichen Erkerhäusern mancher thurmartige Bau, der doch auch Wohnhaus war oder noch ist, und gemahnt an Trutz und Kampf der alten Geschlechter; die Façaden waren einst bemalt und dort prangt aufgefrischt noch ein David und Riese Goliath. Und endlich führt unser Weg uns denn auch zum alten Reichstagssaal im Rathhaus. Da steht ja selbst der Stuhl noch, auf dem der Kaiser gesessen! Sitz und Lehne mit gepreßtem Leder bezogen, hochbeinig, hart und unbequem; dem Oberhaupt oder seinem „Prinzipalcommissarius“ mag es wohl oft recht heiß geworden sein auf dem zähen Stoffe, wenn die ehrwürdigen Stände des Reichs,

Kurfürsten, geistliche und weltliche Herren und Reichsstädte einmal wieder recht eigensinnig „hinter sich trieben," so heiß, bis es ihm endlich zu viel wurde und er dem Reiche den Stuhl vor die Thür setzte, — doch fort aus diesem Geisterraume, wo man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll; ich meinte sie sitzen zu sehen in engen, faltenreichen spanischen Krägen, mit wackelnden Köpfen wie Pagoden, in unendlicher Verhandlung berathend über des Kaisers Bart, der Stände Rangordnung, Recht und Vorrecht, während draußen die Welt, die sie durch die spärlichen Fenster nicht sehen können, ihren Gang geht und Stück für Stück die Herrlichkeit des Reichs zertrümmert; sie stierten mich so wunderlich blöd an, es wurde mir doch zu unheimlich und ich lief fort, hinaus auf die stattliche Donaubrücke und schaute, den Geist voll dunkler Fragen, in den brausenden Strom hinunter, der seine Wogen der alten Kaiserstadt zuwälzt. Der Abend verfloß mit Männern, die mir gar gefällige Führerdienste geleistet, im Kreis einer wackern, freundlichen Familie, und ich überzeugte mich, daß das alte Regensburg, einst die erste Stadt Deutschlands, jetzt gar still und einsam und fast vergessen, doch nicht todt ist, sondern reich an munterem, gesundem, tüchtigem Leben, unbefangener, ächt deutscher Güte und Sitte.

Morgens früh im kalten Nebel auf's Dampfschiff. Zuerst galt es Geduld, denn über zwei Stunden ließ der Nebel die Abfahrt nicht zu; endlich theilt er sich, die Schaufeln arbeiten kräftig durch die mächtigen Fluthen der angeschwollnen Donau. Bald wird hoch auf dem linken Ufer die Walhalla sichtbar. Vor zwanzig Jahren betrat ich sie, sie war noch im Bau begriffen. Damals sah ich sie mit etwas grämlichen Blicken an;

ich kam eben von ihrem hohen Vorbilde, dem Parthenon, her; Attikas sanft geschwungene Berge und reichgegliederte Gestade, Pinien, Lorbeer, Myrthen und Oleander, die weite See, den tiefblauen Himmel spiegelnd, der goldig glänzende Marmor Pentelikons und die Gestalten des Phidias standen mir frisch wie von gestern vor dem innern Auge; hier das Nachbild im rauheren trübgelben Gesteine die feinen Formen und reinen Verhältnisse nachahmend, Schwanthalers kurzleibige, harte Figuren im Giebelfeld, ein griechischer Tempel in grauer nordischer Luft, umgeben von schweren und ungeschlachten Erd- und Bergformen, mit dem Blick auf düsteres Tannen- und Fichtengehölz: es wollte mir nicht ein, kam mir gemacht, gesucht vor. Heute gedachte ich, als der stattliche Bau herunterwinkte, nur mit herzlicher Rührung des guten nationalen Willens, der hier deutschen Mannes- und Geistesruhm in einer stolzen Halle verewigt hat, die uns so ernst mahnend zuruft: schaut zu, daß ihr euch noch eine andre Halle baut, bestellet euer Haus und gründet es auf feste Säulen!

Vorüber am alten Straubing: dort über die Brücke wurde die arme Agnes Bernauer gestürzt. Hebbel wird nicht der Letzte sein, der den erschütternden Stoff im Drama behandelt hat; freilich liegt ein schwerer Knoten darin: Herzog Ernst theilt entweder den wilden, blöden Wahn, daß die Baderstochter Hexenkünste geübt hat, und dann ist er ein undramatischer Charakter, oder er benützt ihn aus politischen Motiven und dann ist er doch immer unleidlich grausam; Hebbel hat ihn so weit möglich dem Erträglichen genähert: Agnes wird dem Wohle von Tausenden geopfert, die unter einer Kette von Uebeln leiden müßten, wenn die Mißheirath

dauerte, der Herzog entschließt sich vorher zum Schwersten, einer Veränderung der Erbfolge, und erst da der neue Thronerbe stirbt, greift er zum letzten, furchtbaren Mittel. Ich zweifle dennoch, ob dieß hinreicht, die unerträgliche Härte im Stoff ganz in höhere tragische Nothwendigkeit aufzulösen, aber das weiß ich, daß dieser Herzog ein Meisterstück von männlicher Charakterzeichnung ist. Das ist ein Mann, menschlich fühlend und streng sich bezwingend, wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, aber vom Schicksal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geschmiedetes inneres Leben zeigend, schlicht in seiner Stärke, wahrhaft deutsch. Hebbel ist nur auch in den andern Charakteren zu wortkarg; sein Styl wird im ursprünglich gesunden Streben, die Phrase zu vermeiden und deutsche, nordische Art zu zeichnen, die weniger sagt, als sie im Innern trägt, bis zum Manirirten gedrängt, epigrammatisch comprimirt, zugespitzt, stachlich, dornig und verfällt dadurch in das Gegentheil des Schlichten, nach welchem er überall strebt, in die reflectirte Absichtlichkeit der inhaltvollen, überwürzten Kürze. Leidenschaft ist beredt, sie muß ihre Stellen haben, wo sie in warmem, reichem, glänzendem Strom hervorbricht und daherrauscht. Am wenigsten gelingt ihm das Weib, die verschleierte, unbewußte, naive und doch klare, hohe Seelenschönheit edler Frauen. Er will in Agnes recht den Adel der Natur, die Einfalt in Hoheit zeichnen, aber man fühlt die Absicht. Dennoch welcher tüchtige Fortschritt ist dieß Drama gegen die früheren Ueberschraubungen alttestamentlicher und romantischer Stoffe in's blasirt Moderne, die mystisch allegorischen Visionen mit dem tollen Umsprung aus phantastischem Ernst in komischen Realismus, dem ungesunden

Humor! Hebbel wird schwer aus einer trüben Mischung von romantischem Idealismus, schneidendem Realismus, modernem Subjectivismus, beziehungsreichem Gedankenhinterhalt sich ganz herausarbeiten, aber er ist niemals unbedeutend.

Während ich von solcherlei kritischen Gedanken allmählich wieder zu mir komme und mich mit J. Pauls Fälbel vergleiche, der an Allem, an Weg, Wiese, Wald und Wasser dociren muß, hat uns der Steuermann, der glücklicher Weise sich durch keine Schulmeistergrillen zerstreuen läßt, nach dem schönen Passau geführt, das thurmreich am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau sich hinlagert und aufbaut. Die Stadt sieht alterthümlich und ehrwürdig genug aus, um die Phantasie zu wecken, daß sie sich ein uraltes Sagenbild heraufrufe; hatte ich doch nicht vergessen, daß ich des Weges zog, auf dem einst Chriemhilde und dann die Nibelungen in ihr Schicksal gingen. Hier in Passau empfängt der Bischof Pilgerin mit „Burgären und Koufliuten" der Stadt seine „Niftel," die im Geleite Rüdigers und seiner Mannen und reich geschmückter Jungfrauen vom Rheine hergeritten kommt. Drunten in Bechlarn hat sich schon Rüdigers Gemahlin, die schöne Gotelinde, aufgemacht; sie reitet mit ihrem stattlichen Gefolge der Ens zu und begegnet der Braut Ezels bei Everdingen (Everding); hier geht es, wie nachher, wo Hagen auf den grimmen Fergen Else stößt und hierauf der Raubanfall auf die Nibelungen erfolgt, in unserm alten Heldenliede den braven Baiern schlecht: „gnuoge uz Beierlande solten han genomen den Raub nach ir Gewoneheit", hätte es nicht der Markgraf Rüdiger mit seinen mehr als tausend Rittern „underſtanden". Man steigt vom Pferde, begrüßt sich, ruht aus unter Zelten

im Klee, erfrischt sich, turnirt den Frauen zu Ehren, daß die „Trunzune“ fliegen, es geht weiter nach Bechlarn, dann über Medelike (Mölk) in's eigentliche „Osterlant;“ in „Mutaren“ (Mautern) scheidet Pilgerin; an der Traisem hält der Zug in Ezels Burg „Zeizenmure“ (Traismauer), man weilt vier Tage; inzwischen hat Ezel gehört, „wie herlichen Kriemhilt köme durch die Lant,“ er zieht ihr entgegen und bei Tuln empfängt er sie mit seinem wildfremden Geleite, das der Königsbraut ein nie gesehenes Schauspiel bietet: „Pölan und Vlachen, Riuzen und Kriechen, Degen vom Lande zu Kiewen und die wilden Petschenäre“ tummeln ihre Rosse, schießen mit Pfeilen nach den Vögeln, voran Ezel selbst mit seinen ersten Helden, unter denen Dieterich von Berne glänzt; der Zug bewegt sich von Tuln nach der Stadt zu Wiene, wo das Vermählungsfest gefeiert wird, dann geht es in's Ungarland; „zu Heimburg der alten sie waren übernacht,“ zu Misenburg (Wiselburg) schiffen sie sich ein und erreichen Ofen, „Ezelenburg.“ Die Phantasie überspringt sieben Jahre; ein anderes, größeres Schauspiel auf tragischem Grunde belebt diese Donauufer. Das rachebrütende Weib hat die Brüder und ihre Mannen in Ezelenland eingeladen; sie ziehen heran, sie gelangen höher oben bei „Möringen“ zur Donau, der grimme Hagen belauscht die Meerweiber, sie weissagen ihm seinen und allen Nibelungen gewissen Tod; Else, der wilde Ferge, will sie nicht übersetzen, Hagen erschlägt ihn, ein unheimliches Vorzeichen, im Schiff, setzt die Seinigen über den angeschwollnen Strom und drüben verkündet er ihnen ihr Schicksal: „do flugen disiu märe vor schare baz ze schare, des wurden snelle Helde missevare;“ es folgt der Anfall der Baiern unter Gelfrat, sie ziehen weiter,

wir finden auch sie in Passau, wo sie bei Pilgerin einen Ruhetag halten, dann empfängt sie gastlich der edle Rüdiger in Bechlarn und verlobt dem Giselher seine Tochter, nicht ahnend, in welchem furchtbaren Zwiespalte des Herzens er nachher gegen seine Gäste das Schwert zücken muß, und endlich langen sie im Ezelenland, in Ungarn, an, wo Chriemhilde, Worte der wilden Freude auf den Lippen, vom Fenster sie einreiten sieht. Ich meinte da drüben deutlich den gewappneten Zug zu sehen, den Tritt der schweren Rosse zu hören und Hagens harte Schicksalszüge, „geswinde Blicke“ und mit „griser Varwe“ untermischten Bart zu unterscheiden. Das sind große Bilder, wie sie nicht an jedes Volkes Stromufern aus grauem Alterthum aufsteigen; unsere herrliche alte Heldensage weist uns gleichermaßen an die Donau, wie an den Rhein, und mahnt uns, den einen wie den andern Strom zu wahren und zu halten.

In Engelhardszell kurzer Halt, erste östreichische Mauth, jetzt krümmt sich der Strom zwischen verengten Ufern, waldreichen Bergen, es dunkelt schon, da wir an dem freundlichen Städtchen Aschach vorüberfahren, und endlich landen wir in Linz. Wie anders war mir's zu Muthe, als ich vor sieben und zwanzig Jahren, ein junger Bursch, der zum erstenmal die Welt sah, von Wien aus in diese heitere Stadt einzog! Ich war damals vom Norden gekommen, hatte den Winter in Göttingen und Berlin zugebracht und vor lauter Studiren, Schüchternheit und Ungeschicklichkeit wenig vom Leben gesehen und wenig mich gefreut. Wien war noch das alte Wien, mir war, als wäre ich eingefroren gewesen und thaute nun auf. Dialekt, Ton, Sitte zuthulich, naiv, vertraulich; Alles

wohlfeil und schon darum die Grundstimmung behaglich, denn theures Land greift bekanntlich nicht nur den Beutel an, sondern erscheint unwirthlich und läßt das Gemüth nicht anwachsen; mächtige Erholung des eingeschnurrten Magens bei den stattlichen Portionen der saftigen Küche; kindliches Staunen bei dem ersten Anblick der mancherlei fremden Völker mit ihren Trachten: Türken, Griechen, Armenier, Ungarn, Slawen, des Heeres mit seinen mancherlei fremden Physiognomien, Uniformen und mit seinem treu bewahrten alten Wallenstein-Typus; Drehorgeln, Harfen, Geigen, Gesang auf Weg und Steg; glänzende Praterfahrt voll reicher Carrossen mit flotten Jägern, schönen Frauen; herzlich zu lachen über tausend Naivetäten auf Schritt und Tritt und vollends im Leopoldstädtertheater der Hauptspaß: Raimunds Stücke und Spiel, Scholz, Nestroy; dann das Burgtheater, wo noch die alten guten Namen waren, wo ich die alte Schröder noch in Grillparzers Medea sah und ihr stylvolles, antik großes Spiel; endlich der reine Kunstgenuß: voran Belvedere mit seinen Schätzen. Nun ging es denn damals weiter nach Linz. Wer kennt nicht den sonnigen Eindruck dieser östreichischen Landstädte mit ihren breiten Marktplätzen und der obligaten Mariensäule, die sich aus steinernen Wolken wie aus Knödeln aufthürmen, worüber runde, lustige Engelchen im Jubel auf und abpurzeln? Ein Bild, wie leicht und fröhlich man das Leben nimmt! In Stellwagen, Postwagen und Gasthof, überall noch war man gleich zu Haus und gut Freund; nicht zu vergessen die freundliche Ansprache der schönen Linzerinnen mit den reichen goldnen Flügelhauben. Die Politik kümmerte mich wenig; was hinter dem heitern Vordergrunde Metternich

Dunkles spann, um welchen Preis dieser Stillstand in patriarchalischem Stillleben erkauft war und wie sich vorbereitete, was wir jetzt erleben, das machte mir damals keine grauen Haare. Man hatte mich schrecklich gewarnt, nicht zu politisiren; ich wunderte mich nicht wenig, als im ersten östreichischen Stellwagen ein Lieutenant aus Theresienstadt mich anredete: „aber Sie, der Börne, des is doch e Mordkerl." — Von Linz trat ich eine Fußreise nach Salzburg und Tirol an, ich sah zum erstenmal im Leben Hochgebirg, wilde Pässe, Riesenkampf zwischen Wasser und Fels, Alpen- und Sennerleben, Bauernvolk von noch ungebrochenem schwunghaftem Schlage, freiem, frischem Wesen, stolzer Haltung und Schritt, malerischer Tracht. Ich war wie elektrisirt, in jedem Nerv gehoben, entzückt über diese unbekannte, neue Welt von Poesie. Es bleibt eine Erinnerung wie ein schöner Traum; sie begleitet mich von da an durch's Leben. Ich war so ganz wie ein Verliebter, daß mir, als ich wieder in die ersten Ortschaften kam, wo moderne Tracht und Sitte zwischen die naturvollen Formen des Volkslebens sich mischte, das Weinen nahe stand; mir war zu Muthe, als müßte ich zusehen, wie ein geliebtes unschuldiges Mädchen von einem raffinirten, frivolen Geck verführt wird; ich bedachte nicht, daß ich ja selbst in Städterkleid und mit dem beobachtenden Auge der Bildung, die der Poesie des Unmittelbaren entwachsen ist, diese grünen Thäler zwischen den gletscherbedeckten Bergen durchzog. Wenn man in meinen Schriften da und dort mit einer gewissen Leidenschaft den uralten Widerstreit zwischen den Interessen der Aesthetik und der modernen Bildung ausgesprochen findet, wenn das tragische Gefühl der Nothwendigkeit, daß jeder Fort-

schritt der letzteren ein Stück des Malerischen, Naiven, Unmittelbaren wegnimmt, des unvermeidlichen Verschwindens der Volkstrachten und alter, ursprünglicher Sitte und Einfalt mit Heftigkeit durchbricht: aus jenen Tagen rührt die Stärke dieser Herzenstheilnahme an einem unvermeidlichen geschichtlichen Hergang. Die Versuchung ist nicht klein, die auf diesem Scheidewege von der geradlinigen Straße der Vernunft nach der Taumelwelt falsch angewandter Aesthetik lockt; wer da nicht gründlicher nachdenkt, wird Romantiker, Feind der Aufklärung und endigt als fanatischer Reaktionär, Proselyt u. s. w. Wie Mancher ist vom schönen Scheine bethört zum Ritter der Unfreiheit geworden! Wie Mancher hat Folterthurm und Jesuiten zurückgewünscht und zurückgeführt, weil die Welt der Verdunklung malerischer aussieht, hat das „freche Licht" bekämpft, weil ihm die ahnungsvolle Dämmerung heiliger, herrlicher schien! Wir wissen jetzt, es ist uns klar, daß uns die Augen beißen, wohin diese Herrlichkeit der Romantik führt; man will die schöne, alte, rührende Einfalt, den kindlichen Gehorsam, das Glück des Nichtwissens erhalten und man erzeugt Verdorbenheit, Heuchelei, Frivolität, Grimm, Zerrüttung. Oestreich hat es erlebt und Preußen nicht weniger, daß die Romantik, daß die falsche Genialität an den Abgrund führt. Bis zu diesem Taumel, der die Vernunft als die Verführerin der Menschheit verdammt, kam es denn glücklicher Weise mit meinem elegischen Empfinden nicht, aber ich verstand von da an, wie man in diesen Zug des Wähnens hineingerathen kann. Das Ende vom Lied ist, daß diese Poesie der Vergangenheit in ihrer Praxis nicht nur die Geister abstumpft, sondern gerade das zerstört, was sie zu erhalten vorgibt: das sinnliche

Glück der Völker, das Element, worin die kindliche Einfalt lebt, daß Wohlstand, Freude, Gesang und Tanz unter ihrer Hand sich in Elend, Armuth, Hunger, Zerrüttung, das Kinderparadies in die Hölle verwandelt. Und mit dieser Betrachtung kommen wir eben im rechten Momente wieder zurück zur Gegenwart.

Wie es mit den Finanzen Oestreichs aussieht, das trat mir in greiflichem Symbol entgegen, als ich im Bahnhof zu Linz meine Karte nahm und der Beamte, der mir neunzig Neukreuzer herauszugeben hatte, mir mehrere Geldrollen in die Hand legte: lauter der Zeitersparniß halber zum Zwecke des Wechselns schon gezähltes Kupfer, Rollen von zehn, zwanzig, dreißig Kreuzern. Ich schleppte mich mit meinem Kupferbergwerk in der krachenden Tasche zum Wartsaal; bald pfiff es und schneller, als unsre Nibelungenrecken auf ihren eisenbedeckten Hengsten, durchflog ich das herrliche Land mit seinen blauen Bergfernen, Flüssen, Städtchen, Dörfern und geschmackvollen Bahnhöfen.

Wir sind nun in Wien und ich werde den Leser mit einer Aufreihung des Gesehenen, Gehörten, Erlebten verschonen. Ich muß nachholen, daß ich die Kaiserstadt zum drittenmal besuchte. Vom erstenmale habe ich schon gesprochen; das zweitemal, im Herbst 1840, kam ich von Griechenland. Ich fand Wien bereits sehr verändert, vertheuert, ernster als sieben Jahre früher. Oder war ich ernster? Jedenfalls dießmal nicht unbefangen, denn mir war das Herz schwer von Heimweh nach Athen, Theben, Parnaß, Delphi, Thermopylen, Marathon, Nauplia, Argos, Korinth, nach den kreisenden Adlern hoch in Lüften, nach der Musik der tausend

Nachtigallen im Wirrgarten der üppigen Thäler, nach den Palikaren mit Fustanella und Jatakan, nach der poetischen Wildheit und Freiheit eines culturlosen Zustandes, nach den Geistern der Helden und Weisen, die um Gräberhügel und zerbrochene Marmorsäulen schweben. Unsere Cultur kam mir übersatt vor, das üppige Wien mit seinen gnädigen Herren und gnädigen Frauen und seinen Lakeien machte mir übel. Ich lernte freilich Männer aus kleinen, stillen Kreisen kennen, in welchen sich eine neue geistige Zukunft, ein neues Oestreich vorbereitete, das aus schweren Wehen soll geboren werden.

Der nächste Eindruck Wiens ist Betäubung. Die Stadt ist noch volkreicher geworden und trotz manchen Erweiterungen sind gerade die Hauptstraßen ihres Mittelpunktes eng geblieben; das ist ein Drängen, Drücken, Schieben, Stoßen, Hetzen, Schreien, Knallen, das jeden Fremden, wenn er nur nicht so eben aus Paris oder London oder aus Neapel und seiner brüllenden Toledostraße kommt, zu Anfang in einen Zustand wie den eines heftigen, wild und schmerzhaft aufregenden Ohrensausens versetzen muß. Verweilt der Beobachter nun überhaupt auf der Oberfläche, so begegnet ihm das alte Jagen nach Genuß, die blühende Sinnlichkeit, der bekannte Charakter Wiens. Tanz, Theater, Musik, Gesang, Wein und Liebe, Prater, Schönbrunn und wohin überall gegangen, geritten, gefahren wird, Plaudern, Lachen, Spaß aller Art scheint noch heute die Axe, um die das Leben läuft; das Essen nicht auszulassen oder vielmehr eine kindliche Wichtigkeit, welche auf die Freuden des Gaumens und Magens gelegt wird. Der Dienst der Venus geht in allen Großstädten sichtbar genug

um; in Wien hatte das immer eine gewisse eigene Farbe: der Geist Wielands schien in ihm zu wandeln mit jener besondern Lüsternheit, welche aus den Gaben jener Göttin ein Aufheben macht, als wäre ihre Süßigkeit so eben erst entdeckt worden und könnte man nicht oft genug und stets aufs Neue schmunzelnd auf sie hindeuten. Dieß alles schwamm nun vor Zeiten noch in einem Elemente der Naivetät, das die Strenge des sittlichen Urtheils verscheuchte. Es war ein fröhliches Heidenthum, eine Naturreligion mit Astarot-Cultus, mit Priapdienst, ohne die Wildheit, die bei den alten Völkern dazu gehörte, es war — ich weiß nicht mehr, wer es so ausgedrückt hat: — „Sünde vor dem Genuß vom Baume der Erkenntniß;" eine gewisse festive Kinderseligkeit, eine harmlose Hanswurstlaune nahm dem lieben Leichtsinn seinen Stachel, den Schwachheiten des lieben Fleisches ihre stoffartige Schwere. Den Geist des alten Wien hat man in der Zauberflöte und umgekehrt die Zauberflöte versteht nur der ganz, der das alte Wien kannte. Papageno und Papagena: das sind die alten Wiener, Tamino, Tamina und Sarastro und die Osiris-Isis-Priester nicht minder: ihre schreckliche Geheimreligion, ihre rigorosen Prüfungen laufen auf einige Sätze einer wohlmeinenden, gutmüthigen, schließlich eudämonistischen Moral hinaus. Noch zu Raimunds Zeiten gaben die Vorstadt-Theater recht ein Bild des unschuldigen Frevels dieser Harlekinlaune der Kaiserstadt. Raimund legte dem phantastischen Humor etwas schärfere Moral, sogar Politik unter, aber die Lustigkeit blieb doch der Grundtakt. Eben in diese Theater muß man nun aber gehen, wenn man zusehen will, was aus dem alten Humor jetzt geworden ist. Schon 1840 trat mir der

Verfall der Volkskomödie unter den Händen Nestroy's entgegen. Er ist noch immer da und ich sah ihn zuerst in einer französischen Posse „Orpheus," die eben viel Glück machte, im Leopoldstädter Theater. Schon das ist bezeichnend, daß das liederliche Stück in Wien überhaupt Eingang fand. Französische Frivolität ist erträglich im specifischen Elemente der spielenden Leichtigkeit, worein der Franzose auch das Bedenklichste zu tauchen weiß; in der geraden, derben deutschen Weise wird derselbe Stoff gemein und ekelhaft. Ein Götter-Cancan (buchstäblich) auf einer deutschen Bühne! Nun aber dieser Nestroy: er verfügt über ein Gebiet von Tönen und Bewegungen, wo für ein richtiges Gefühl der Ekel, das Erbrechen beginnt. Wir wollen nicht die thierische Natur des Menschen, wie sie sich just auf dem letzten Schritte zum sinnlichsten Genuß gebärdet, in nackter Blöße vor's Auge gerückt sehen, wir wollen es nicht hören, dieß kothig gemeine „Eh" und „Oh" des Hohns, wo immer ein edleres Gefühl zu beschmutzen ist, wir wollen sie nicht vernehmen, diese stinkenden Witze, die zu errathen geben, daß das innerste Heiligthum der Menschheit einen Phallus verberge. Ich sah Nestroy noch in den „Siebzehn Mädchen in Uniform," wo er eine Reihe von schmierigen Wachstubenzoten über die Jungfrau von Orleans losließ. Von unsern Theatern — und wir verstehen doch wohl auch einen Spaß — würde solche Gemeinheit mit Fußtritten gejagt, hier wurde gerade bei den widerlichsten Stellen am meisten geklatscht, und es sitzt vor diesen Vorstadtbühnen zwar nicht das Publikum des Burgtheaters, aber doch wahrlich auch nicht lauter Pöbel; man bedenke aber, daß immer auch Jugend unter den Zuschauern ist, und mache sich eine

Vorstellung, wie die Phantasie eines zum Jüngling reifenden Knaben, zur Jungfrau reifenden Mädchens vergiftet werden muß, wo Auge und Ohr solche Dinge sieht und hört. Es bedurfte natürlich eines so bedeutenden und erfindungsreichen komischen Talents, wie es in Nestroy versumpft ist, um ein Publikum gegen das tiefer und tiefer gehende Versinken in's Gemeine abzustumpfen, den Uebergang vom gesunden Lachen in das Mäckern des Bockes ihm unvermerkt einzugeben. Einer der Wege zur Verrottung des ästhetischen Gefühls sind die in's Volkslustspiel eingelegten Liedchen. Die herkömmliche Sitte, daß der Sänger oder die Sängerin abgeht, wieder hervorgerufen wird und dann auf das schon Gesalzene noch Gesalzeneres bereit haben muß, verderbt den Gaumen. Das sah ich auch in einem ganz warm und frisch geschriebenen Volksstück von Anton Langer, das im Theater der Vorstadt Wieden gegeben wurde: Zwei Mann von Heß. Zwei Verwundete aus dem letzten Kriege werden von einer Wirthin, einer jungen Wittwe, in Pflege genommen, den obern Ständen wird gezeigt, wie gut, wie herzlich das Volk Oestreichs ist, den Regierenden und Befehlenden in Staat und Heer werden starke Wahrheiten gesagt; die Wirthin ist in den verwundeten Unteroffizier, den sie aufgenommen hat, verliebt, nach verschiedenen Mißverständnissen, Störungen und den Wechselfällen einer Zwischenhandlung, die den stolzen Adel durch weitere Züge des aufopfernden, braven Volkscharakters beschämt und rührt, endet Alles glücklich. Da sang nun die junge Frau gleich zu Anfang solche eingelegte Verse, wo in Wort und Refrain der äußerste Moment der Liebe in schnöder Deutlichkeit wirbelte, eine witzlose, in weiblichem Mund

vollends unleidliche Nacktheit, die den schönen Ernst im Grundtone des Ganzen zum voraus vernichtete. Leider war im Burgtheater keine Labung nach solchen Erfahrungen zu holen; es wurde während meines dreizehntägigen Aufenthalts nichts Bedeutendes gegeben, ich kann über den jetzigen Zustand nicht urtheilen; „Dorf und Stadt,“ das einzige Stück, das ich hier sah, gab mir nicht einmal einen Begriff von der beliebten Goßmann, da an der gemachten Naivetät dieser Rolle jede Fähigkeit erliegen muß.

Ich habe nun sehr schlimm von den guten Wienern gesprochen und mancher Leser mag sich im Stillen fragen, wo ich denn hinauswolle, da ich Liebe und Lob angekündigt habe und nun von Fäulniß rede? Zur Antwort könnte ich auf die reineren Elemente der Gesellschaft hinweisen, wo in ernster Stille Geist, edle Sitte und Gesinnung gepflegt wird; allein ich habe es nicht nöthig, mich darauf zu berufen, und es würde nichts nützen, denn es handelt sich vom Ganzen. Ich sage vielmehr: wenn derselbe Zustand des Geschmacks und der Sitte unter den Bildungsbedingungen unserer protestantischen Welt einträte, so wäre dieß ein Zeichen von einer Verdorbenheit, welche nothwendig auch die Züge der Herzensgüte und des Wohlwollens ausschlöße, die doch unbestritten dem heutigen Wiener und Oestreicher eigen sind, wie dem der früheren, ungetrübteren Zeit; eben diese Dauer der guten Grundzüge beweist, daß, was bei uns die äußerste Frivolität wäre, hier nicht ebenso zu benennen ist. Man ist von der fröhlichen Sinnlichkeit zum Häßlichen fortgegangen, wie Einer im Zimmer unbewußt über die Fuge zweier Bretter schreitet; ein geschärfteres, accentuirteres sittliches Bewußtsein mußte

nicht erst abgestumpft werden, weil es überhaupt nicht geweckt war, ein strengeres Fühlen und Denken nicht verbannt, weil es in klarem Gegensatz gegen die leichte Lebensbetrachtung des Eudämonismus vorher nicht hingestellt war; das ist eben nicht erfreulich, aber doch lange nicht so schlimm, wie wenn ein geistigeres, klareres Unterscheiden vorhergegangen und dann in Verdorbenheit aufgelöst wäre. Unter dem Schutte der alten kindlicheren Lust, die wir hier häßlich vergähren und verwesen sehen, liegt noch ungehoben der Schatz des bewußteren und sittlicher fühlenden Geisteslebens; der ganze Reiz der Neuheit wartet auf ihn, wenn er sich entwickelt. Es könnte kommen, daß wir die Oestreicher, wenn sie einst wahrhaft am deutschen Leben theilnehmen werden, frischer und unversehrter an inneren Kräften finden, als wir selber sind; mancher Jüngling ist von Lustigkeit in Unsitte und Ausschweifung übergegangen und wenn er dann sich sammelte, ungebrochener in's handelnde Leben eingetreten, als ein früh nach regelrechter Linie geschnittener Moralist.

Ich werde noch weiter gehen auf dieser Linie des scheinbaren Widerspruchs gegen mich, gegen meine Zwecke. Seit Jahrhunderten ist hier dem Geist eine Welt von Nahrung versagt und dafür Alles zugelassen, ja gepflegt worden, was ihm Vergessenheit seiner Entbehrung im Sinnentaumel bereiten sollte. In gleicher Progression mit Sinnlichkeit und Luxus stieg aber die Theurung, das Produkt mancher Ursachen, vor Allem der bekannten Finanzwirthschaft. Ein solches Verhältniß ist denn die rechte Stätte für Verderbniß jeder Art. Es sicherte seine stets neue Rekrutirung dem Spionenwesen, dem einen der großen und furchtbaren Uebel, welche die

Wurzel des sittlichen Lebens benagt haben, gleich giftig für die, auf welche es drückt, wie für die, welche es ausüben, und zunächst an dieß Uebel reiht sich die amtlich systematisirte Mißachtung des Briefgeheimnisses, wovon heute noch Jeder zu erzählen weiß, der nach Oestreich in Briefverkehr steht. Ein Staat, der mit solchen Mitteln regiert, ätzt seiner Bevölkerung den Begriff ein, daß er ihr Gegner sei, den sie nun ihrerseits, wie es gehen mag, dürfe zu überlisten, zu betrügen suchen. Und hier haben wir nun nach meiner Ueberzeugung die Hauptursache jener großen eiternden Wunde: der Unredlichkeit in der Verwaltung, des Betrugs am Staate, oder richtiger das Haupthinderniß ihrer Heilung, denn ihre Ursache ist eben jenes Zusammentreffen der unnatürlichen Theurung mit steigender Genußsucht und mit phantastischer Spielsucht und Gewinnsucht, die durch das gründlich verderbliche Lotto genährt wird, eine der romanischen Vergiftungen des öffentlichen Lebens, womit Oestreich angesteckt ist. Man wird vergeblich an dem Krebsschaden der Unterschleife und Betrügereien schneiden, indem man einzelne schreiende Fälle verfolgt und bestraft; es ist ein Markschwamm, der sich durch alle Adern des Staatskörpers gefressen hat, es ist wie zu einer Nothwendigkeit geworden, als verstehe es sich von selbst. Man muß Leute, die in diese Zustände hineinsehen, erzählen hören, durch wie viele Hände der Betrug geht, bis nur ein ärarisches Fenster reparirt ist. Ein Verwaltungsbeamter sagte zu einem Bekannten von mir ganz naiv: „schau'ns, mei Besoldung, das is nur Nebensach," und er blieb dabei ein ganz geachteter Mann. Hier muß ein ganz neuer Boden gelegt werden, nur Veränderung aller Principien, nur völlige

Aufrichtigkeit des Staates, nur volles Licht, kurz Oeffentlichkeit des Staatslebens, Verfassung kann dem Verderben steuern. Der Bürger, der in den eigenen Angelegenheiten nicht mitberäth, dem der Staat ein Abstractum, ein dunkles Geheimniß ist, kann sein Land und seine Leute lieben, den Staat wird er befeinden, belügen, betrügen.

Jede Faser dieses tief erkrankten öffentlichen Lebens, dieses sittlichen Verderbens der Gesellschaft seufzt nach einer neuen, wahren, gesunden Volkserziehung. Auf diesen Seufzer, diesen Ruf, diesen Schrei antwortete Oestreich mit einer recht ausdrücklichen Erneuerung des Mittelalters, sie breitete über ein nach freiem Geistesleben, nach den unveräußerlichen Gütern der mündigen modernen Menschenwelt ringendes Volk das schwarze Sargtuch des Concordats aus. Sich selbst band der Staat hiemit die tragikomische Ruthe eines wahren Discordats auf den Rücken, in der Gesellschaft verletzte er alle Parteien, die einzige natürlich ausgenommen, die dabei gewann, er empörte die Katholiken nicht minder, als die Protestanten. Preußen war in der vor Kurzem verschollenen Aera seiner modernen Romantik weit zurück in den Byzantinismus versunken; Oestreich wollte es überflügeln, wollte den Primat über Deutschland und was thut es? Es tritt recht eigentlich erklärter, beschlossener Maßen auf den Standpunkt, der ihm vor dreihundert Jahren diesen Primat gekostet hat, denn damals, als es sein politisches Interesse so wenig wie die Bewegung der Geister begriff, die Reformation bekämpfte, einzelne Staaten, die sie beschützten, zur vollen Selbstmacht gelangen ließ, als dann das protestantische Preußen aufstieg, damals verscherzte es die Oberherrschaft über Deutschland und betrat den Weg, der

ihm das Gepräge eines wildfremden Auslands in Deutschland gibt. Ich schweige, wo die Geschichte spricht, und was näher die Volkserziehung betrifft, so ist es gleichgültig, ob ich hier sage oder nicht sage, was Tausende gesagt haben: Kirchenzwang kann keine Menschen bilden, die Weltanschauung des Mittelalters kann keine Völker erziehen, weil sie der Sinnlichkeit, die veredelt und geläutert werden soll, nur eine andere, eine sublimirte Sinnlichkeit entgegenzusetzen hat. Daran hängt denn alles Weitere: die Feßlung des Gedankens, die Knebelung der Presse, die Bevormundung der Wissenschaft, kurz der starre Druck auf den Geist, welcher von jeher ein nothwendiger Ausfluß des Systems, jetzt noch straffer, angezogen wurde.

Es kam die schwere Prüfung des Jahres 1859. Hochherzig wie sonst opferten die Völker Gut und Blut: der beste Beweis, daß der ganze vereinte Druck so vieler Uebel dem unverwüstlichen Kern dieser gediegenen tüchtigen Stämme nichts hatte anhaben können. Ich rede zunächst von den Deutschen; die Slawen, Ungarn, Romanen folgten nur dem Zuge der kriegerischen Ehre und einzelne Truppen schwankten auf dem Schlachtfeld. Fragt man nun aber: wie stand es nicht mit dem Herzen, sondern mit dem politischen Urtheil? Auf welcher Stufe der Bildung fand die furchtbare Katastrophe es vor? Gereift war es, still groß gewachsen unter der Decke des Zwangs, mit scharfen, unbestochnen Augen sah es, mit der ganzen Frische ungeschwächter Wissensbegierde verschlang es jede neue Kunde. Ich bin entschlossen, nichts zu verhehlen, Oestreichs aufrichtiger Freund, will ich die ganze Wahrheit sagen, oder anders: ich will jenen Staarblinden, die es auf

Oestreichs Zersetzung absehen, den scheinbaren Gefallen thun, auch das Traurigste nicht zu verschweigen: ich habe in Wien nicht etwa von ein paar Unzufriednen, sondern von Personen verschiedner Stände, von Leuten, die ihr Vaterland redlich lieben und allen Uebersturz hassen, nicht von Wenigen, sondern sehr Vielen vernommen, daß man während des Kriegs vor Siegesnachrichten zitterte; warum? weil im Falle des Siegs der Druck des innern Systems unerträglich geworden wäre. Doch um jenen verblendeten Deutschen die Freude schnell wieder zu verderben, eile ich hinzuzusetzen, wie es weiter lautete: „aber das haben wir erwartet“ so fuhr man fort „daß Deutschland losschlage;“ deutsche Siege bei östreichischen Niederlagen, davon versprach man sich in Oestreich eine Aenderung der Dinge. Darauf kommen wir zurück; hier galt es nur, zu zeigen, wie tief schon der Riß zwischen Land und Regierung klaffte. Wohin muß es gekommen sein, wenn ein braves Volk, anhänglich, treu, gutmüthig, patriotisch bis zu diesem furchtbaren inneren Zwiespalte des Gefühles gelangt, daß es den eigenen Söhnen im Heere nicht Siege wünschen kann, ohne für die Rechte, die es im innern Staatsleben fordert, neue Niederlagen zu fürchten!

Die Katastrophe kam. Das Heer war halbverhungert zur Schlachtbank geführt, wo es dennoch wie Löwen focht, aber von einem Feinde geschlagen wurde, in dessen Heer der Geist die Stellen einnimmt, die ihm gebühren. Nicht des Heeres Muth und Kraft unterlag auf diesen Schlachtfeldern, sondern ein System wurde geschlagen, das dem Geiste nicht seine Rechte gibt. Bald folgen die furchtbaren Enthüllungen, die in einen dämonischen Abgrund der Corruption weisen.

Das Schicksal hatte den Weg eingeschlagen, auf welchem wir ihm in der Geschichte so oft begegnen: es hatte dem unwürdigsten Werkzeug erlaubt, an das Gebäude einer verkommnen Politik zu klopfen, und siehe, es klang hohl und morsch. Freut euch nicht darüber, ihr in Deutschland, die ihr es wolltet und herbeiführtet, daß man mit der Hülfe zögerte, bis es zu spät war! Was das Schicksal erlaubte, durftet ihr nicht erlauben; trägt die Frucht eures lieblosen Wollens heilsame Wahrheit und bessere Zukunft für den verlassenen Bruderstamm in ihrem Schooß, euer Verdienst ist es nicht, denn ihr seid nicht die Vorsehung.

Die Erfahrung fand also ein Volk vor, das im Verborgnen mündig geworden war, und öffnete ihm vollends die Augen. Hier erst ergänzt sich, was ich oben von den Wiener Zuständen gesagt habe. Der Wiener geht noch dem Vergnügen nach, aber er ist nicht mehr vergnügt. Vor Augen floß mir noch der Strom, der nach Genuß eilt, darunter rollte tief und stark ein anderer, der laut und hörbar genug dahinbrauste. Es war zur Zeit meines Aufenthalts in Wien noch nichts geschehen, was auf ein Umlenken im Systeme schließen ließ, man hatte vergeblich gehofft; der Eindruck, den die Entdeckung der großen Betrügereien machte, war neu. Hier schien Alles eine nah bevorstehende Krisis anzuzeigen; denn so, ja so wie damals in Wien, sieht es in einem Staat aus, dessen Grundgebälke kracht; so durchdringt Verdacht und Argwohn alle Röhren der Gesellschaft, solche gallenbittere Witze laufen um, so offen auf Weg und Steg öffnet gründliche Enttäuschung, herzliche Verwünschung Jahrhundertelanger Uebel den Mund. Wo war dieß alte Oestreich

geblieben, in welchem man nur scheu im Verborgenen ein Wort über Politik flüsterte? Die Spione waren noch da, aber wollte man mit Verhaften beginnen, so hätte man alle Welt einsperren müssen. Den eingefleischtesten Anhängern Altöstreichs war der letzte Faden ihrer patriarchalischen Begriffe ausgegangen, die treue Armee war in den Tod verbittert; man meine nicht, ich habe meine Beobachtungen etwa von einigen unzufriedenen Journalisten, die wegen eines Nichts, wegen einer harmlosen Notiz die Treppen der Polizei auf- und abgehetzt, bis auf's Blut chikanirt werden, durch alle Stände, durch alle Bildungsstufen gieng dieser Geist der gründlichen Enttäuschung, der drohenden Ungeduld, der Verzweiflung und des sehnenden Hinblicks nach Deutschland.

Und wie steht es jetzt, während ich diese Zeilen schreibe? Unzweifelhaft erfreulich und tröstlich ist Eines: die Versöhnung mit Preußen. Sie hat Deutschland über die äußere Politik seiner Großmächte beruhigt; wir werden zusammenhalten. Was auch nur Ein Zeichen deutscher Einigkeit vermag, das ersieht jeder Unbefangene aus den unmittelbaren Folgen der Zusammenkunft in Teplitz: Napoleon fürchtet uns, schreibt den Hemdärmelbrief nach England, die englische Presse aber begrüßt mit Freuden den aufgehenden Stern Deutschlands, wir erkennen alsbald, daß wir nur wollen dürfen, um die erste Macht in Europa zu sein. Eine Versöhnung gleich erfreulich für Preußen, wie für Oestreich. Dieses vergißt seinen Groll, jenes verbessert seine unselige Zögerung, die Folge des älteren Grolls gegen dieses, und zeigt sich erhaben über die Thorheit, die unnatürliche Verdrehung des Verstands und Gefühls bei einem leider nicht kleinen Theil seiner Bewohner

und der Partei, die ihm die Oberherrschaft zuwenden will. Als wir im Sommer 1859 von Preußen vorwärts zum entschlossenen Schlagen geführt sein wollten, ruhte unser Wille, daß man für Oestreich eintrete, auf Erwägungen, die gar manches „Obwohl“ und „Trotzdem“ einschloßen. Ich will sie nicht mehr wiederholen, diese damals so oft und so klärlich aufgezählten „Obwohl“ und „Trotzdem;“ ich will statt dessen nur erzählen, was damals ein schwäbischer Bauer im Zwilchkittel zu mir sagte: wenn ein Räuber ihm den Bruder anfalle, sei es nicht Zeit, des Zwistes im Hause zu gedenken; möge der Bruder auch das ganze Hauswesen stören, den Räuber dürfe man nicht aufkommen lassen, denn sei er mit dem Bruder fertig, so gehe er an des Bruders Bruder; und als ich bemerkte, Preußen sei eigentlich nicht verpflichtet zum Handeln, denn Italien sei nicht Bundesland, so erwiederte er, verpflichtet zum Löschen sei man auch nicht, wenn es im Nachbarhaus brenne. Das ist nun bereits Reflexion in schlichtem Volksgewand; hätte es aber auch einer ungleich längeren Reihe von Schlüssen bedurft, als sie in den bildlichen paar Worten meines Bauern eingehüllt liegen, es gibt etwas, das in solchen Lagen alle Kunst der Reflexion ersetzt, eine Naturkraft des Gemüths, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es durfte nur unter dem Brustlatze richtig bestellt sein. Das Gefühl des nationalen Bandes, wo es lebt, ist absolut; wird ein Staat angegriffen, dessen herrschenden Kern ein Bruderstamm bildet, so wird dieß Gefühl, mag der Angriff auch einem Besitze gelten, der uns direct nichts angeht, ja uns Schaden bringt, mag der Angegriffene noch so viel gegen

uns verschuldet haben, es wird mit der Gewalt des Unbedingten, des Heiligen sprechen. Was anders ist es, als das erhöhte, erweiterte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfalle nah ist, läßt keines ihrer Glieder beschimpfen, berauben; was diese Glieder unter sich abzukarten haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie uneins im Innern, Eins gegen außen! Dieß Gefühl fragt nach keinen Gründen und ersetzt alle Gründe; es läßt sich nicht andemonstriren; wer es nicht hat, der gehört nicht zur Familie, wer es hat, der hält es ganz rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen suchen. Die Existenzfrage ist nicht protestantisch und nicht katholisch, nicht liberal und nicht reaktionär, so wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Rind, mein Hund, meine Katze protestantisch oder katholisch, liberal oder reaktionär ist. Ich mag mit den Italienern sympathisiren, immerhin, das gehört nur ganz und gar nicht zur Sache, wenn Oestreich gegen die Franzosen kämpft; ich mag Pfaffen, Absolutismus, Adelsvorrecht hassen, immerhin, das hat nur mit der Frage ganz und gar nichts zu thun, ob Länderraub, Verträgebruch, der einen verbündeten Staat anfällt und bald seine Hand an mein eigen Gut legen wird, in der Welt herrschen soll oder nicht. Aber „den Teufel merkt das Völkchen nicht und wenn er es auch schon am Kragen hätte.“ Es ist wahr, wir hatten es nicht Schwarz auf Weiß, daß es uns, nachdem wir Oestreich gerettet, gelingen werde, seine innere Politik zu verändern; gewiß war nur, daß ein im Krieg erstarktes Deutschland nicht zu befürchten hatte, es werde wie früher dem Einfluß dieser Politik erliegen; doch wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich war

das Erstere. Gibt es eine Gewalt, die auf Oestreich bestimmenden Einfluß üben kann, daß es von seinem System ablasse, so ist es Deutschland, das ihm beigestanden ist und ihm dadurch gezeigt hat, wie sehr es seiner bedürfe. Nicht die halbe Großmacht Preußen, nicht die andern schwachen Staaten Deutschlands können mit Oestreich ein starkes Wort sprechen, aber vereinigt durch einen Krieg, der die wahren gemeinsamen Interessen Oestreichs und Deutschlands verficht, gewachsen an Macht und Geltung durch diesen Krieg, so können sie Oestreich bestimmen, sich in seiner innern Politik ihnen anzubilden und in ein organisches Verhältniß zu ihnen zu treten. Das war nur wahrscheinlich, auch Siege waren nur wahrscheinlich, da die feindliche Armee getheilt war. Etwas Anderes aber, das hatte man Schwarz auf Weiß: die eigene Unmacht, Schande, Nullität. Sie lag vorher auf uns, sie liegt von da an noch schwerer, noch brennender auf uns und wird auf uns liegen so lange, bis wir den Uebermuth, die Frechheit Frankreichs gezüchtigt haben. Man fragt mich vielleicht mit Vorwurf, warum ich alte Wunden wieder aufreiße? Die Antwort enthält der Anfang dieser Blätter; ich habe schon dort beklagt, daß die Vorfälle dieses Sommers, so erfreulich im Uebrigen, der deutschen Bewegung ihre volle Kraft genommen haben, während der Krieg doch nur aufgeschoben ist. Eben jetzt aber rückt er näher und näher; nicht direct gegen Deutschland, sondern gegen Oestreich. Die Dinge in Italien sind bis zum Aeußersten geschwellt, in Kurzem muß es zum Bruche kommen und wir stehen abermals vor der Frage, ob der Angriff auf ein außerdeutsches, zum Bunde nicht gehöriges Land Oestreichs

für Deutschland ein Kriegsfall sein soll oder nicht. Darum war es wahrlich nicht zu spät, jene Betrachtungen anzustellen, die sich an die Ereignisse des Sommers 1859 knüpfen. Die öffentliche Meinung ist am gewissesten dann eine Macht, wenn Völker Gut und Blut im Krieg opfern sollen. Es ist wohl der Mühe werth, ein Wort mit ihr zu reden, wenn in einem solchen Augenblick das halbe Deutschland für Garibaldi schwärmt, dem Niemand den Ruhm eines tapferen, entschlossenen und uneigennützigen Mannes abstreitet, der aber zu uns in feindlicher Beziehung steht, weil er über Neapel auf Venetien, über Venetien auf Ungarn blickt und wenn Oestreich auf beiden Punkten gefährdet und beschäftigt ist, Frankreich freie Hand verschafft haben wird, auf Deutschland sich zu werfen. Doch diese italienischen Dinge müssen auf den weiteren Wegen meiner Reise zur Sprache kommen.

Erst habe ich noch ein anderes Wort vom Anfang dieser Blätter aufzunehmen. Wahrlich mit kaum geringerer Sorge, als zur Zeit meiner Reise, muß ein wahrer Freund Oestreichs auf seinen innern Zustand noch heute blicken. Vor der Zusammenkunft in Teplitz war der Reichsrath eingesetzt, von oben gewählt, bei verschlossenen Thüren verhandelnd. Wollte sich eine Hoffnung an ihn knüpfen, daß sich wahres Verfassungsleben aus ihm entwickeln werde, so wurde sie zum Schweigen gebracht. Die Presse blieb gefesselt wie vorher. Halbe Zugeständnisse wurden tropfenweise, widerstrebend gereicht und wie man sie als Keime von Weiterem, Besseren betrachten wollte, so wurde gebremst und gehalten. Der Tag in Teplitz erregte neue Hoffnungen, und es ist nichts geschehen.

Das letzte, was vorliegt, ist, daß protestantische Soldaten nicht neben ihren katholischen Brüdern im Grabe liegen sollen. Die Geschichte predigt, wohin der Absolutismus führt, der sich mit dem Ultramontanismus verbündet. Zweimal außerdem hat die Welt diesen Bund gesehen: in Spanien, und es verlor darüber seine besten Provinzen und strich den eigenen Staat aus der Geschichte; bei den Bourbonen, und sie verloren darüber die Kronen Frankreichs und Neapels. Der extemporisirte, rationelle Despotismus Napoleons I. und III. hat sich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vorübergehend mit der klerikalen Macht verbündet, denn er kennt seine Interessen. — Niemand kann jetzt sagen, ob man in Oestreich die Warnungsstimmen der Geschichte vernimmt. Wenn man sie nicht vernimmt, so ist nach menschlichem Ermessen die innere Krisis gewiß. Als man das Schillerfest in Wien feierte, dachte man da wohl an die Worte des Dichters: vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittre nicht? Und an die Tage der Ermordung Latours?

Ich bin der Letzte, der da meint, es sei ein Kinderspiel, die richtige Form einer Verfassung für so ungleiche Theile zu finden, wie Oestreich sich vereinigt. Der Einheitsstaat hat sich als unhaltbar erwiesen, das föderative Band ist zu locker. Aber Niemand wird behaupten, daß man ein Projekt der Organisation in der Tasche haben müsse, um zu der Forderung berechtigt zu sein, daß Oestreich endlich seinen Völkern gebe, was sie nicht länger entbehren wollen und können, Landesvertretungen — und zwar natürlich nicht die mittelalterlichen Stände — für die Kronländer und einen Reichstag für das Ganze, Oeffentlichkeit, wirkliche Gleichberechtigung der

Religionen, freie Presse. Mag es Jahre kosten, bis der Bau vollendet ist, Ein großer, aufrichtiger Schritt genügt, den Aufruhr der Gemüther, die Ungeduld, die zu lange mit Flickwerk, mit halben Einräumungen und Widerrufungen selbst des Halben hingehalten ist, in Freude und Zufriedenheit zu verwandeln. Man gebe heute nur das Eine: Freiheit der Presse und man hat erklärt, daß man entschlossen ist, hart am Abgrund umzulenken, Oestreich dem modernen Staatsleben zu öffnen, man hat die Bürgschaft, das Pfand für jede weitere Form vernünftiger Freiheit gegeben, man hat gebrochen mit dem alten tödtlichen Haß des Geistes und — was Eins und dasselbe ist — der Oeffentlichkeit.

Und wenn Oestreich nicht umlenkt? Wenn die Krisis kommt? Eine deutsche Bewegung, die einen innern Zweck hat, die eine freie Verfassung fordert, fällt dann mit einer Bewegung der fremden Nationalitäten, die nach außen, nach Losreißung vom Ganzen strebt, in Eine Zeit zusammen. Wird Oestreich noch einmal sich selbst retten können? Nein! Und wenn es nicht kann, wo ist die hülfreiche Macht, die jenen Dränger befriedigt und diesen am Reiche festhält? Wo ist der Retter, der das Geheimniß findet, jene zu befreien und diese neu mit ihnen zu einigen?

Mit dieser schwülen Frage auf dem Herzen wandelte ich vor vier Monaten durch die Straßen Wiens; die Lüfte, die Erde, die stummen Steine selbst schienen mir zu rufen: Deutschland, nur Deutschland kann dieser Retter sein! Und Deutschland? — will zusehen wie sich Oestreich auflöst; nein, nicht Deutschland, aber ein Theil Deutschlands, und nicht der kleinste.

Ich erinnere mich einer Stunde in der Paulskirche zu Frankfurt. Die Revolution in Wien und Ungarn war ausgebrochen, das östreichische Heer in Italien beschäftigt. Was konnte klarer sein, als daß hier Deutschland, das damals immer noch fähig war, vereinigt durch ein Reichsheer zu handeln, mit einer imponirenden Heeresmacht einschreiten, Befriedigung gerechter Wünsche durchsetzen und mit dieser Gewährung in der Hand den Aufruhr niederschlagen mußte! Es bewies dann Oestreich, daß es seiner bedürfe, es kam seiner Rettung durch fremde Hülfe zuvor, die es dem Ausland verpflichtet und gegen Deutschland noch spröder, noch undurchdringlicher machte, es band dieß Ungarn, das nur ein Wahnsinniger wird hingeben wollen, mit einem neuen, besseren Band an Oestreich, an Deutschland. Damals stellte sich Herr von Vincke auf die Rednerbühne und bewies, daß diese Dinge uns nichts angehen; es sei ja keine Behörde, keine Stelle vorhanden, deren Ressort dieß wäre. Er redete der Mehrzahl aus der Seele, es geschah nichts, Oestreich suchte Hülfe bei Rußland und — wir kennen die Früchte; nicht nur Oestreich, nein, Preußen selbst hat sie siebenfach geerntet; in Olmütz erfuhr es, was es heißt, wenn Oestreich aus Noth und Gefahr durch andere, als deutsche, Hülfe sich rettet. Und derselbe Herr von Vincke ist jetzt Führer einer umfangreichen Partei in Preußen und die öffentliche Meinung des Landes, wenn sie das Register ihrer Vorwürfe gegen Oestreich zieht, nennt mit hochwichtigem Gesicht als Oestreichs schwärzeste Sünde — den Undank gegen Rußland!

Niemand kann mehr wünschen, Unrecht zu haben, als ich, wenn ich fürchte, daß Oestreich abermals vor einer Krisis

und zwar vor einer ungleich schwereren steht. Sollte sie dennoch eintreten: dann gebe der Himmel, daß der nicht allein stehe, dessen Meinung sich in das Losungswort zusammenfaßt: nur das Deutschland, das vereinigt für Oestreich handelt, gewinnt durch dieß Handeln die Kraft gegen Oestreich, die ihm abringt, daß es seinen Völkern das unveräußerliche Gut der gesetzlichen Freiheit gebe und daß es sich zu Deutschland in das Verhältniß setze, das der innere Aufbau unserer Einheit fordert. Oestreich im Stich lassen heißt immer: es erstarken lassen ohne uns und nachher gegen uns. Nicht vorher markten um Zugeständnisse, um preußische Hegemonie, nein handeln! es darauf wagen! Nur ein Deutschland, das siegreich vom Schlachtfelde kommt, auf welchem es für Oestreich eingestanden ist, findet das richtige Band zwischen Deutschland und Oestreich! Und der Krieg, ja: der außerdeutsche Länderbesitz Oestreichs wird uns in ihn verwickeln. Es ist Zeit, daß wir von der Bedeutung desselben ausdrücklich reden. Die Nationalitätsfrage muß hier erst bestimmter zur Sprache kommen, die neben dem preußischen Selbstgefühl in den verkehrten Ansichten über die Stellung Deutschlands zu Oestreich eine so große Rolle spielt.

Von den übrigen nichtdeutschen Besitzungen Oestreichs ist natürlich Ungarn die wichtigste. Ich wollte nicht zum drittenmal in Wien sein, ohne wenigstens ein Stück des merkwürdigen Landes zu sehen; besser wenig und kurz, wie die eng gemessne Zeit befahl, als gar nichts. Wir wollen also die Erörterung unterbrechen und uns mit Schauen erlaben; ich kann freilich dem, der Ungarn kennt, fast nichts bieten: zwei Tage in Pesth, nichts weiter. Er mag diese Blätter

überschlagen; den Leser aber, dem auch das kleine Stück, das ich gesehen, neu ist, lade ich ein, das Donaudampfboot mit mir zu besteigen, das im dichten Morgennebel früh morgens die Fahrt nach Pesth antritt. Wir haben nach stürmischen Regentagen, die nur zu gut mit den düsteren Gedanken in Wien stimmten, glücklicher Weise einen guten Tag gefunden. Von Wien führt ein kleineres Dampfschiff aus dem Kanal zum großen Boote, das die Donaufahrt macht; der Strom zeigt uns bald den weit verästeten, zwischen grünen, waldigen Inseln in's Unbestimmte ergossenen Charakter, den er weiterhin noch stärker entwickelt, um nur stellenweise sich wieder zu verengen. Dort die Insel, dem Dampfboot gegenüber, das wir nun erreicht haben, ist Lobau. Unsre Phantasie löscht das Tageslicht aus, die Nacht erglänzt von unzähligen Wachtfeuern, die ein unendliches Getümmel von Kriegern, Pferden, Kanonen und reisigem Zeug jeder Art beleuchten, und auf dem Feldstuhl sehen wir den kleinen Mann eingeschlummert, der das mächtige Oestreich zu vernichten gedenkt. Landeinwärts liegt Aspern; dort hat er zum erstenmal recht erfahren, was deutsche Helden sind; er hat sie gesehen, wie sie bewegungslos, eine Mauer, Gewehr im Arm stehen, bis seine Reiterschaaren, unter deren furchtbarem Andrang die Erde zittert, so nahe sind, daß man ihnen das Weiß im Auge sieht, um sie dann mit ihrer Kugelsaat zu empfangen, er hat sie anstürmen sehen unwiderstehlich, den großen Erzherzog voran mit der Fahne in der Hand; er ist besiegt. Da rettet ihn bei Wagram der überlegne Geist; die alten Uebel, Säumniß und Hängen an verkommenen Regeln der Kriegsführung, haben das klare Auge seines vielerfahrnen Geguers getrübt und der Lorbeer, den

das herrliche Heer schon so gut als in Händen hat, fällt dem Feinde zu: vor fünfzig Jahren die ganz ähnliche Ironie, wie wir sie jetzt erlebt haben: ein Heer, das mit überlegener Tapferkeit kämpft, wird siegend geschlagen. Und Deutschland? Damals haben deutsche Heere an Feindes Seite gefochten, fünfzig Jahre später — hat nur eine deutsche Macht sie zurückgehalten, beim Freunde zu stehen.

Bei Hainburg sammelt sich der vielgetheilte Strom, malerisch krönt die alte Stadt mit Thürmen und Schloßruine die Höhen des rechten Ufers. Bald folgt links mit seiner alten Felsenfeste Theben, jetzt sind wir im eigentlichen Ungarn und dort zeigt sich ja schon die alte Krönungsstadt Preßburg; nah am Ufer der kleine Hügel ist der Königsberg, auf welchen einst der neugekrönte König umgeben vom glänzenden Staate der Großen ritt, das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwang und schwor, das Reich gegen jeden Feind zu schirmen. Von hier ab fließt der Strom wieder vielgespalten zwischen flachen Inseln hin, wir haben links die große, rechts die kleine Schütt. Zum Melancholischen der Fläche, des grauen, kreidigen Tons der Weiden und sandigen Ufer bringt der Charakter des ungefaßten, unbezwungnen, unberechenbaren Elements etwas Wildes, Unheimliches; an den Ufern sah man da und dort Menschen beschäftigt, den Donausand durch Siebe zu worfeln; plötzlich überfluthen die starken Wellen des Dampfschiffs ihre gesichteten Sandhäufen und verschwemmen ihr mühsames Werk, Gelächter der Zuschauer folgt ihrem vergeblichen Zappeln und Eilen; es sind arme Goldwäscher, denen die seltenen Körnchen kümmerlich die heiße Arbeit belohnen. Komorn mit seiner oft belagerten, nie

erstürmten Festung unterbricht endlich das Eintönige des Bildes; flach am Ufer hingestreckt verbirgt sie dem ersten Blick durchaus ihre Widerstandskraft, sie gleicht einem geduckten, im Sumpf verkrochenen, farblosen, unscheinbaren, doppelt gefährlichen Lindwurm. Unter Komorn nimmt sich der Fluß wieder zusammen, die Ufer erheben sich in wechselnden, anmuthigen Bergzügen. Unerwartet war mir die plastische Schönheit, durch welche die Linien dieser Berge an Italien, Spanien, Griechenland erinnern; ich hatte ihn lange nicht mehr genossen, diesen Reiz von Erdbildungen, die durch ihre bloße Form das Auge beglücken, an deren Umrissen es nicht müde wird hin und herzulaufen; es ist, als hätte eine unsichtbare Künstlerhand einst die noch weichen Massen zu schwungvollen Vertiefungen und Erhöhungen modellirt oder wäre der bauende Proceß der Erde glücklicher, ergiebiger von Statten gegangen, als im kälteren Klima, wo es bald aussieht, als wäre der Teig sitzen geblieben, bald als wäre er zu grob, gewaltsam, ungeschlacht in die Höhe gefahren.

Der Dom von Gran, der nun sichtbar wird, hält in der Nähe nicht, was er von Weitem versprochen; er gibt dem landschaftlichen Bilde eine eigenthümlich phantasiereiche Wirkung, wie er mit seiner Kuppel über die Stadt emporsteigt; man sagt sich nun, daß man sich dem ungarischen kleinen Rom nähert, wirklich will die Kuppel auch eine Art Nachahmung der S. Peterskuppel vorstellen; in der Nähe aber ist das Bauwerk gar trocken und dürftig. Statt uns jedoch mit architektonischer Kritik zu befassen, unterhalten wir uns mit dem, was wir unmittelbar um uns haben. Ungewohnte Gestalten haben sich nach und nach auf dem Schiff eingefunden;

an ungarischen Kostümen hat es zwar von der Abfahrt an nicht gefehlt, wir haben sie auch in Wien schon häufig genug gesehen, denn bekanntlich hat man zur politischen Demonstration die Nationaltracht wieder hervorgezogen; jetzt aber tritt sie in ihrer Ursprünglichkeit auf, freilich nicht die Herrentracht, sondern die gröbere und nicht so säuberliche Volkstracht; dafür aber auch nicht künstlich aufgewärmt, sondern naturwüchsig, Kleid und Mann recht Ein Stück zusammen. Dort der alte Bauer mit dem zottigen Mantel von Schaffell, der schwarzen, kegelförmigen Pelzmütze, dem sonneverbrannten, wilden, schnurrbärtigen Gesicht und langgewachsenem, gescheitelten Haar ist schon eine gründlich andere Figur, als unsere rasirten Bauern mit Dreispitz und mit dem Städterrock des vorigen Jahrhunderts; man spürt schon recht, daß man aus unserer Civilisation, aber auch unserem Philisterthum entrückt ist. Wer kennt nicht das eigenthümliche Gefühl des Wildfremden mit seiner Mischung von Schauer und Reiz bei solchen Reiseübergängen? Und hier geht es dem Oriente zu; das wunderbare Bild fängt an, in der erregten Einbildungskraft aufzuquellen, in welcher schon längst eine Welt uralter, bunter Erinnerungen von Türken- und Ungarnkämpfen durch die vorüberfliegenden Städte und Burgen geweckt ist. Der Alte unterhält sich mit ein paar stämmigen Männern in der sogenannten ungarischen Schwabentracht: breiter Hut, blaue Jacke und Hosen, mit wenig Verschnürung, steife Stiefel; wir belauschen uns jetzt aufmerksamer den Klang der Sprache. Er hat etwas pathetisch Gestoßenes, Wildes, Metallisches, Sporenklirrendes, Ritterliches; doch zu Pesth im Theater werden wir ihn reiner vernehmen. Wo man vom

Schiff in das Innere eines Dorfs blicken kann, zeigt sich nun freilich die liebe Natur in ihrer ganzen Blüthe; selten haben die Strohhütten einen Kamin, die Straßen befinden sich in reinem Urzustand, ein Paradies zum Bummeln und Wühlen für ihre Hauptstaffage, die Schweine. Doch kehren wir auf unser Verdeck zurück. Am Boden liegt eine Gruppe Soldaten, die zum Regiment einrücken, der begleitende deutsche Unteroffizier dabei. Sie sind etwas angetrunken und stellen sich recht besonders lustig, wie es unsere Leute in solchem Fall auch halten, sie singen, spielen. Einer springt auf und versucht auf dem engen Raum einige Schritte und Wendungen eines Nationaltanzes. Da gab es eine Scene, die, obwohl nur ganz im Kleinen, leidig an die verkehrte Behandlung erinnerte, wodurch östreichische Härte das tüchtige Volk seit alten Zeiten abgestoßen und erbittert hat, um es freilich ein andermal wieder zu verwöhnen. Es war ein Schirrmeister vom Train auf dem Schiff, der mit diesem Transport nichts zu schaffen hatte, ein großer Lümmel, ein Deutscher, der jedoch geläufig ungarisch sprach. Er fuhr einen am Boden liegenden Soldaten barsch an, ich weiß nicht warum, sichtbar ohne Grund. Dieser entgegnete, der Deutsche brach nun grob los und drohte, wie mir nachher jener Geleitsmann dolmetschte, mit Prügeln. Nach kurzer Pause des Schweigens machte nun der roh beleidigte Soldat, immer noch am Boden kauernd, den Gegner mit feurigen Blicken anschauend, dem empörten Herzen in einer pathetischen, fließenden, klangreichen Zornrede Luft, die mir, obwohl ich kein Wort verstand, noch heute nach Klang und Ton als voller Gegensatz gegen das wortarme, schwerfällige Wesen unserer Bauernsöhne lebendig

in der Erinnerung ist. Der Schirrmeister wußte nichts mehr zu sagen, als zum geleitenden Unteroffizier die deutschen Worte: wenn er den Kerl am Land hätte, würde er ihm was Anderes sagen; er stieg an der nächsten Station aus; den Soldaten aber sah ich aufstehen, an's Schiffgeländer treten und helle Thränen standen in seinen Augen.

Enger treten nun die Ufer zusammen und nehmen die Form von Steingebirgen an, man gedenkt des Rheines, wie er sich zwischen seltsamen Felsbildungen und malerischen Ruinen durchwindet; dieser Reiz fehlt auch hier nicht: dort auf hohem Gipfel winken die sagenreichen Trümmer von Wissegrad, dem alten Schloß der ungarischen Könige, einem Lieblingsaufenthalt des Matthias Corvinus, in seinen Ruinen einer der Zeugen türkischer Verwüstung. Die letzte Stadt, an der wir vorübergleiten, ist Waitzen, der Strom fließt wieder getheilt durch die Fläche, schon zeigt sich von weitem der Blocksberg, der Ofen überragt; Vorstädte, Schiffswerfte von Pesth, die Margaretheninsel mit ihren Gärten verkünden die Nähe der Stadt und endlich steht ihr prachtvolles Bild vor uns. Andere Städte mögen farbenreicher, bunter, vielgestaltiger uns entgegentreten, altergraue Giebel, mancherlei Formen von Gipfeln und Thurmspitzen, dazwischen frisches Grün von Bäumen und Gärten mögen in gedrängten Rahmen das Auge auf und nieder führen und durch reiche Contraste ergötzen; hier sind es vor Allem die großen Bahnen, die sich dem Blicke bieten, es ist das stattlich Hingestreckte, das Ergiebige, nicht Gesparte im Raum, was einen Eindruck ich weiß nicht welcher ernsten Vornehmheit, welches großartigen, ruhigen Adels macht. Dabei wirkt freilich sogleich die Architektur mit: am Uferkai

von Pesth steigt Palast an Palast, es sind zum Theil Gasthöfe, aber von bedeutenden Formen, die Schauseite in Pilaster und Säulen gegliedert. Ein einfacher, großer Gegensatz theilt das umfassende Gemälde: rechts legt sich Ofen am Ufer hin und steigt am Berg hinan seine Feste mit dem offen und glänzend vortretenden königlichen Schlosse, weiter unten springt in reinen, schön und ruhig fließenden Umrissen das Bild abschließend der Blocksberg vor, links dehnt sich das glänzende Pesth flach und weit am Ufer hin, in's Land hinein. Der gewaltige Strom trennt die beiden Städte, aber die herrliche Kettenbrücke vereinigt sie. Ich kann mich keines besonderen Sinns für Werke der Mechanik rühmen, hier aber ist die Leistung, welche die erstaunliche Last, bestimmt, noch größere Lasten zu tragen, schwebend an die mächtigen Ketten gehängt hat, so wunderbar und durch die zwei herrlichen Pfeiler, zu denen die Kette vom Ufer aufsteigt und zwischen denen sie in weitem Bogen läuft, in so großartigen Kunstformen ausgesprochen, daß man an die kolossalen Römerwerke erinnert ist. Die Kraft der Profilirung aller Glieder und Ornamente hat wirklich nur an römischen Triumphbögen und Amphitheatern ihr Aehnliches; dieß bewirkt mit den wohlgewogenen Verhältnissen dieser zwei gewaltigen Massen den vollen Eindruck des Monumentalen; hier spricht Alles: ich überrage und überdaure Generationen, sieh, wie klein der Mensch neben meinen Sockeln wandelt, — er, dessen Geist doch diese Formen geschaffen hat! Der Farbenton, wie er dem unvergleichlichen Ganzen dieses Städtebildes seinen Charakter gibt, ist weißlich, trocken, kreidig; die Donau stimmt dazu mit ihrem schwarzbräunlichen Wasser; das Grün des Blocksbergs hatte noch die

Frische des Frühlings, aber man sah ihm an, daß es bald von der Gluth des östlichen Tages verbrannt sein werde; die vielen Weiden der ferneren Ufer und Inseln dämpfen auch die farbigere Vegetation in's Grauliche; in sämmtlichem Bauwerk herrscht das Weißgelbe des dortigen Sandsteins: Alles geeignet, durch keinen bestimmteren Farbenreiz die ernste und hohe Ruhe der Formfreude zu zerstreuen. Die Brückenköpfe auf beiden Ufern werden von zwei steinernen ruhenden Löwen bewacht; schwarze Fahnen ragten von ihren Mähnen: sie galten der Todtenfeier Széchényis, des Mannes, der um Ungarn so hoch verdient war, dem die Stadt Pesth den Bau dieses unsterblichen, von dem Engländer Clarke ausgeführten Werkes verdankt und der kurz vorher im Irrenhause sich den Tod gegeben hatte.

Wir benützen nun schnell den Abend zu einem Gang durch die Straßen und wollen, ehe wir weiter des Ernstes der Zeit gedenken, einfach uns dem Schauen hingeben. Wir verfügen uns auf den Corso von Pesth, die Waitznergasse, wo die Abendstunde eben jetzt die schöne Welt versammelt hat. Wir sehen billig zuerst nach den Frauen und nach wenigem Auf- und Niedergehen können wir uns schon sagen: es ist doch ein ander Ding, durch ein Volk zu wandeln, wo die Schönheit nicht kärglich, sondern reichlich, mit voller Hand ausgetheilt ist. Seien wir ja nicht ungerecht gegen die deutschen Frauen, ihre stilleren, sanfteren Reize und die geistige Anmuth, die im längeren, gehaltvolleren Austausch bescheiden den inneren Werth aufschließt; aber auch ihr bester Freund kann nicht läugnen, daß man ihrer hundert, ja viele hundert sehen muß, bis man Einer begegnet, die jene glücklich und

rein entwickelten Formen schmücken, welche wir racemäßig nennen; hier ist es umgekehrt, ähnlich wie in Italien: wer dort gewesen ist, wer sich entwöhnt hat, nur nach blühender Farbe zu sehen, wer weiß, was wohlgezeichnetes Profil, große Feueraugen und schwungvolle Brauen, gefüllter Nacken und kräftig gewölbter fester Bau der Brust heißt, der wird mich nicht mißverstehen. Ich möchte wissen, ob unser Schlag immer die eingesunkene, beinige Büste gehabt oder ob nur das jahrhundertlange Stubensitzen, Nähen und Stricken die Formen so vertrocknet, eingesenkt, zerdrückt und zerstaucht hat. Man kann sich vorstellen, wie wohl den schönen Gestalten die Mente, der pelzverbrämte, reich verschnürte, mit dicken, runden Silberknöpfen und auf der Brust zwei großen runden Silberbuckeln besetzte Oberrock ansteht, nur übergeworfen wie ein Dolman oder angezogen und die schlanke Taille zeichnend; so ein husarenmäßiges Trachtstück stimmt gar gut zu dem entschlossnen Wurfe, der diesen Erscheinungen eigen ist. Einzelne hatten sogar das Ungeheure gewagt, den Hut abzulegen, und trugen die Diadem-artig über der Stirn steigende und umlaufende Parta mit dem langen Schleier; fragt man nach einer stylvollen Kopfbedeckung für Frauen: es gibt keine bessere. Die Männertracht gibt sich durch die engen, in die bespornten Stiefel laufenden Hosen sogleich als Reitertracht zu erkennen und sehr häufig weist auch der Bau der Beine mit den etwas auswärts gebogenen Knien auf die Gewöhnung eines Reitervolks; die Jacken mit den vielen kleinen Silberknöpfchen stehen wohl zu den schlanken Taillen und aus dem Kalpak, der Pelzmütze mit Reiherfeder oder anderem Aufputz, blicken Gesichter, denen die Kultur noch nicht das markig Ausgeladene,

Volle, Feurige, selbst Wilde der Natur abgeleckt hat. Dazu gehören nun neben den reichverschnürten, pelzbesetzten Ueberwürfen, Bunda's, eigentlich volle Farben; jetzt ging fast Alles schwarz, Zeichen der Trauer um Széchényi und den bei dem bekannten Auflauf kurz vorher gefallenen Studenten. Mir wird man es in Anbetracht meines Handwerks nicht verübeln, wenn ich mir die Freude an einer Nationaltracht, die mich auf einige Stunden das elende Philisterthum unserer modernen Fetzen vergessen läßt, dadurch nicht verderben lasse, daß sie zum Zwecke der Demonstration künstlich wieder hervorgesucht ist.

Es ist ein eigener Eindruck, unter einer Bevölkerung zu wandeln, die auf einer Höhe der Aufregung steht, welche vermuthen läßt, daß der Aufruhr nahe liege. Etwas Unheimliches, Drohendes blickt aus allen Augen, flüstert aus den Stimmen, erräth sich aus dem Köpfezusammenstecken, ja aus einer Summe von unbewußten Wahrnehmungen erwächst eine Stimmung, daß man meint, es gehe ein seltsamer, dunkel anschwellender Ton durch die Lüfte. Ich kenne diesen Zustand recht wohl aus einem Besuche Mailands im Herbst 1857. Mehr, um das Mitspiel des Publikums, als um das eigentliche Spiel zu sehen, gieng ich in's Theater. Die Blutzeugen von Szigeth-War (a Szigetvári vértanuk) von Jókai Mórtól wurden aufgeführt; ich hoffte, da der Inhalt, die Geschichte Zrinys, auch von Theodor Körner behandelt und dadurch uns geläufig ist, dem Gange der Handlung auch ohne Kenntniß der Sprache so weit folgen zu können, daß ich jedenfalls das Verhalten der Zuschauer verstand. Aber das Spiel interessirte mich auch für sich. Man kann die magyarische Art der Darstellung gegenüber der deutschen, so viel ich nach

dem Wenigen urtheilen darf, mit der italienischen zusammenstellen; der deutsche Schauspieler ist stärker im Innigen, Tiefgedachten und in der Individualität, der italienische in der Leidenschaft, er ist vor Allem pathetisch und neigt vermöge seiner Natur und Tradition zum hohen, classischen Styl. Das Wilde und Feierliche im orientalischen Charakter führt den Ungarn auf dieselbe Bahn; eigenthümlich aber ist ihm in den Momenten des Durchbruchs der Leidenschaft und kühnen Entschlusses eine gewisse höchst energisch gestoßene Art der Bewegung und des Vortrags, etwas kriegerisch Straffes, Durchhauendes, das von dem kräftigen Trompetenklang der Sprache harmonisch getragen wird. Es fehlt aber dieser Sprache auch das rührend Weiche nicht und höchst anmuthig klingt sie aus gebildetem weiblichem Mund. Die Kostüme gaben ein prächtiges Bild, so daß das Stück schon als eine Reihe von Gemälden fesselte, wäre auch nicht das Interesse, die Haltung des Publikums zu beobachten, noch dazu gekommen. Bei jeder patriotischen Stelle — der Inhalt ließ sich leicht erschließen — wurde denn nicht nur stürmisch geklatscht, sondern erschollen laute: Elljen! Elljen! und in einem Zwischenakte wurde der Dichter herausgerufen. Eine besonders leidenschaftlich begrüßte Stelle sagte, wie mir gedolmetscht wurde, Ungarn sei die Vormauer Deutschlands gegen den Orient und das Volk verlange für seine Opfer und das reichlich vergossene Blut seine Rechte, seine Ehre und Geltung.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Landes mit seinen Völkerfluthen, seinen unendlichen Kämpfen ließe sich prächtig an den Schätzen des Nationalmuseums verfolgen, das ich am nächsten Tage besuchte. Aus diesen Inschriften, Gefäßen,

Waffen, Geräthen, Geschmeiden springt dem innern Auge eine Welt entgegen, die Gestalten leben auf, schwingen die krummen Säbel, die Streitärte und Kolben, besteigen die glänzenden Sättel, legen den funkelnden Schmuck an, füllen die kunstvollen Pokale und Schüsseln; bis zurück zu den Römern führt dich die Phantasie am Bande der merkwürdigen Ausgrabungen, dann in die grauen Zeiten des dunkeln Gewimmels der Völkerwanderung; die Kreuzzüge, das ungarische Heldenalter: Stephan Bathori, Johann Hunyadi, Matthias Corvinus, ihre Türkenkämpfe, die deutschen Kaiser, endlich die neue Zeit, Alles geht in sprechenden, greiflichen Zeugnissen an dir vorüber. Ueberall wirken solche culturgeschichtliche Sammlungen mächtig auf die Einbildungskraft: hier aber tritt ein besonderer Reiz hinzu durch die ungewohnten, fremdartigen Formen, die überall auf das bunte Fluthen und die Zusammenstöße verschiedenartiger Völker, auf weite, unbekannte Fernen, phantastisches Wesen des Orients, seine Wunder und Zauber und seine blutige, erobernde Wildheit hinausweisen; woneben der rein künstlerische Standpunkt an so manchen Prachtwerken uralter Goldschmiede und Juweliere sich entzücken mag.

Ich werde den Leser nicht bemühen, mir Schritt für Schritt zu folgen; vom Blocksberg, den ich am andern Nachmittag bestieg, mag er mit mir nach dem Schwabenberg hinüberblicken und der Zeit gedenken, wo das deutsche Heer nach dem Entsatze Wiens und den blutigen Kämpfen mit dem türkischen Heer, die ihr folgten, 1685 hier Lager schlug; er mag hinunterschauen nach Hentzi's Denkmal in der Festung Ofen und mag sich dann sagen, was das neue Festungswerk auf der Höhe bedeutet, auf welcher er steht. — Wir steigen

herab und befinden uns Abends in der Restauration zum Hopfgarten, um Zigeunermusik zu hören; die Räume sind voll schnurrbärtiger Magyaren im glänzenden Nationalkleid, auch reichgeschmückte Damen fehlen nicht. Ich setzte mich mit einem Deutschen an einen Tisch neben einige ungarische Herrn; mißtrauische Blicke fielen anfangs auf uns und wir konnten uns denken, was sie ungarisch unter sich flüsterten. Da wir uns aber durchaus unbefangen erzeigten, wurde man offener, sprach deutsch mit uns, gestand sogar, man wisse honette Menschen von „Spionencanaillen" wohl zu unterscheiden; Einer fragte mich, wie mir die jungen Leute in Pesth gefallen; ich verstand, zog aber vor, die dumme Antwort zu geben: die Tracht stehe ihnen recht wohl, worauf mir mit bedeutendem, feurigem Blicke bemerkt wurde: da sei keiner darunter, der nicht entschlossen wäre, für das Vaterland sein Leben einzusetzen. Man wurde, da man uns wohlwollend fand, wärmer und lud uns ein, auf Ungarns Wohl mitanzustoßen. Ich sah nun ein, daß hier ein aufrichtiges Wort nöthig sei, und sagte: man möge mir nicht übel nehmen, ich könne als Deutscher nicht unbedingt folgen, ich wolle aber meinestheils mit dem Spruch anstoßen: es lebe Ungarn eng verbunden mit einem vernünftig geeinigten Deutschland. Das wurde nun mit lebhafter Zustimmung angenommen und man befand sich jetzt so gemüthlich zusammen, daß ich gern geblieben wäre, hätte ich die Zigeunermusik ausgehalten. Das rasende Gewirbel, worin jeder Melodieansatz nur auftaucht, um alsbald wieder zu verschwinden, dieß wilde Chaos drohte mich zu berauschen, toll zu machen; das Bedürfniß der Vernunftruhe ist in einem Deutschen doch zu stark, als daß er einen solchen Sturm des

Außersichseins in die Länge aushielte, und so trollte ich mich denn fort. Wie ich so in der stillen Nacht nach Hause gieng, mußte ich lächeln über meinen Trinkspruch, nämlich theils wegen des gar zu blühenden Hoffnungstraums, den er überhaupt enthielt, theils wegen der Unklarheit des Begriffes, den er aufstellte und womit er doch so ordentlich Glück gemacht hatte. Aber auch alles Schwere und Trübe, was in diesen verworrenen Aufgaben liegt, fiel mit erneuter Gewalt auf mich und während meiner nächtlichen Eisenbahnfahrt nach Wien zurück hatte ich reichlich Zeit, die dunkeln Fragen, die jetzt mit verdoppelter Gewalt auf ein Gemüth sich wälzen, das sein Vaterland liebt, im tief bekümmerten Geiste zu bewegen.

Das große Donauland, dieß Ungarn ist es, das jene Trefflichen zuallererst im Auge haben und im Munde führen, die Deutschlands Heil von Oestreichs Auflösung erwarten. Es spukt hier nicht nur in geschworen demokratischen, sondern auch in manchen gemäßigt liberalen Köpfen ein gutes Stück alter, den unreifen Gefühlszuständen von 1848 angehöriger Sentimentalität für fremde Nationalitäten, die für Jedermann sorgen möchte, nur nicht für das eigene Haus. Ich bin weit entfernt, die Nationalitätsfrage frivol behandeln zu wollen; in ihrem vollen Gewichte liegt sie vor in Italien, wo eine wirkliche, ganze, einer alten, eigenen Cultur sich bewußte Nation ihre Einigung sucht und daher ein Theil derselben, der in der Macht eines fremden Staates ist, mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dieser Verbindung hinweg und dem eigenen Centrum zustrebt; nur daß auch hier noch bestimmte concrete Verhältnisse den Fall verwickeln und die Entscheidung gar nicht so leicht und einfach machen, als es

dem Enthusiasten scheint. Die Betrachtung dieser Verhältnisse wird sich von selbst aufdrängen, wenn uns die Reise nach Oberitalien führt. Ungarn aber ist, wie man weiß, ein Ganzes, worin mancherlei Nationalitäten bunt zusammengewürfelt sind, Slawen, sächsische Deutsche, Rumänen, Magyaren, die Zigeuner und Juden nicht zu rechnen. Dieß Land hat nicht wie Italien ein nationales Centrum außerhalb der Grenzen, in welchen Oestreich es beherrscht; kann man doch ein solches nennen, so ist es Rußland, der einzige Staat, worin die slawische Nationalität zu starker Einheit zusammengewachsen ist. Die Slawen bilden den zahlreichsten Theil der Bevölkerung Ungarns, man weiß, daß ihrer acht Millionen, der Magyaren nicht ganz fünf Millionen sind. Die ungarischen Slawen neigen Rußland zu und hier knüpft sich an die ungarische Frage sogleich von selbst die nach den übrigen außerdeutschen Ländern Oestreichs; es sind ja außer Venetien lauter Slawenländer und die panslawistische Idee spukt in allen. Rußland pflegt und benützt sie, man weiß, wie es unter diesen Völkern gewühlt hat und wühlt, man weiß, wie dieß in den Grenzländern gegen die Türkei mit seinen orientalischen Planen zusammenhängt, und man wird nicht vergessen haben, wie der russische Feldherr das bezwungene Ungarn „zu den Füßen des Czaaren gelegt hat.“ Meinen denn jene weisen Prediger der Zertrümmerung Oestreichs, daß seine Theile, wenn es je sich auflöste, in Nichts, daß sie als Gase, als Blasen in die Luft zerstäuben werden? Haben sie auch einen Augenblick darüber nachgedacht, ob diese Theile, wenn sie nicht mehr zu Oestreich gehören, je sich selbst angehören? Ob sie nicht die Macht des consequentesten aller Feinde Deutsch-

lands, des gefährlichsten, weil er nicht aggressiv auftritt, sondern unter der uns tief erniedrigenden Maske des Vormundes sich verbirgt, die Macht Rußlands damit verstärken? Für jetzt steht Rußland zunächst im Hintergrund, im Vordergrund Frankreich; während es Oestreich in Italien bekämpfte, wiegelte es Ungarn mit dem Trugbild künftiger Selbstständigkeit auf und machte seine Regimenter wankend. Wir wissen nicht, wann es Oestreich auf's Neue anfallen wird; wirft es sich auf Deutschland, dann sicher faßt es gleichzeitig Oestreich durch eine Empörung Ungarns, während Sardinien Venedig packt. Jetzt aber schürt Garibaldi die Flamme und in blinder Verkennung des Unterschieds stellt sich der Ungar dem alten Culturvolke Italiens gleich, das nach Einigung und Bildung eines eigenen Staates ringt. Die rechte Grube ist dieß Land, worin Alles wühlt, was zu wühlen beliebt. Laßt es heute von Oestreich sich ablösen: zuerst wird es eine Art freien Vorlandes von Italien bilden wollen, mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß stiften, inzwischen werden seine vielerlei Völker es innerlich veruneinigen und lockern, wenn dann seine ganze Schwäche zu Tage gekommen, wird Rußland die Hand darauf decken und endlich nach unendlichen Leiden wird es zu spät erkennen, daß seine wahre Bestimmung der organische Verband mit Oestreich und Deutschland war. Nicht vergessen wollen wir dabei die anderthalb Millionen des herrlichen deutschen Kernstamms, der dort, umgeben von Slawen, Wallachen, Magyaren, an unsere Ostgrenze vorgeschoben ist und im Revolutionskriege so schwer mitgelitten hat, die Siebenbürgen.

Allein es braucht das Alles nicht, die ganze Erörterung

fällt von selbst weg und das sentimentale Mitleid mit den armen Nationalitäten wird überflüssig, wenn man die Denkenden in Ungarn selbst fragt. Nur eine extreme, fanatische Partei hat in der Revolution ein selbstständiges Ungarn geträumt und gewollt; wer irgend etwas von Geschichte, von realen politischen Bedingungen, von Bildungszielen und von national-ökonomischen Interessen weiß oder wer all dieß auch nur in dunklem, aber gesundem Instinct ahnt in Ungarn, der will keine Losreißung von Oestreich, von Deutschland. Wir wollen diese zwei zunächst so unbestimmt nebeneinanderstellen; freilich ist leider von Oestreich so Vieles geschehen, was die mit ihm verbundenen Völker gewöhnt hat, beide Begriffe einander entgegenzusetzen; davon muß ja die Rede werden, zunächst aber können wir diese Seite so im Unbestimmten liegen lassen. Was je in der Welt ein Volk an ein anderes knüpfen kann, knüpft Ungarn an Deutschland. Von hier hat es seine Bildung; der Humanismus ist ihm von da gekommen, die Reformation — eines der wesentlichsten Bande — von da eingedrungen; seine Söhne holen von Alters her ihre wissenschaftliche Bildung auf unsern Hochschulen und die Stipendien, die an mehreren derselben für sie gegründet sind, sprechen thatsächlich diese Jahrhunderte alte geistige Verbindung mit dem fernen Volke aus. Die deutsche Sprache ist in Ungarn die Bildungssprache; sie schreitet fort, muß fortschreiten und weiter dringen ganz von selbst, der Natur der Sache gemäß; nur jedes Zwangsmittel ist verkehrt und gerade recht geeignet, den Germanisirungsproceß aufzuhalten, zu stören. Ich habe wohl hinlänglich gezeigt, daß ich dem magyarischen Wesen in Sprache und übriger Erscheinung gern seine

Schönheit, Feuer und Reiz anerkenne; allein das können wir nicht verändern, daß die moderne Bildung dieß naturvolle Wesen Schritt für Schritt in ihre knappen, kurzen, unscheinbaren, aber bewußten, freien, geistigen Formen umsetzt; wird sich die Sprache neben der deutschen auch in ferner Zukunft erhalten? Kenner verneinen es, sie erklären sie für zu arm, um als Organ der Wissenschaft und Literatur sich auszubilden, die deutsche wird ohne Jemands Zuthun die herrschende bleiben und noch mehr werden, als sie es ist. Die Ungarn wissen sich aber auch durch die Geschichte an Deutschland geknüpft; in grauer Vorzeit und freilich auch nachher oft im Kampfe mit uns, aber noch viel öfter für und mit uns kämpfend, sind sie uns durch das eigene, tapfer vergossene Blut angeschweißt, wissen sich als die Vorkämpfer deutscher Bildung gegen den Orient, haben mit uns Napoleons Weltmacht zertrümmert, theilen ihre Erinnerungen mit den deutschen Heeren und ahnen wohl, daß sie noch manche Schlacht mit uns schlagen werden. Und nun die Interessen! Meint man denn, die Ungarn wissen nicht, wo sie den Hauptmarkt für ihre reichen Produkte zu suchen haben, wohin Handel und Austausch sie weist, doppelt weisen wird, wenn erst die moderne Industrie entwickelt, die vollen Quellen geöffnet, die schlummernden Schätze gehoben sein werden?

Das Alles und noch viel mehr, was hundertmal gesagt ist, kann man von den Ungarn selbst hören. Und Deutschland? Dort unten an der Donau ist uns eine Art deutschen Morgenlands gegeben, um mit milder Hand unsere Bildung dahin zu pflanzen, seine reichen Produkte gegen die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes einzutauschen, den Strom der

Auswanderung hinzuleiten, um die öden Flächen zu bevölkern und anzubauen, dort ist unsere Ostmark, unsere Vorhut gegen den Orient und russisches Gelüste nach ihm, von dort auf feurigen Rossen eilen uns die geflügelten, ritterlichen Husaren, das gewandte, starke Fußvolk zu, altgewohnte köstliche Waffengefährten — und das sollen wir lassen? Stubenhocker sind es, die das meinen, Leute, die nicht über ihre vier Wände, nicht über ihre Ofenbank hinaussehen! Ein Staat, den eine große Nation bildet, kann sich nicht mit der innern Politik begnügen, auch nicht mit der allgemeinen, eines bleibenden Objects entbehrenden äußern Politik; er bedarf einen bestimmten Wirkungskreis, der eine Art von Mitte zwischen dem innern und äußern politischen Leben bildet; Platz muß er haben, um sich zu regen, Raum für seine Lunge, Röhren, wohin er seine vollen Säfte leitet, sonst erstickt, verkommt, versauert und versumpft er. Andere Staaten haben ihre Colonien, ihre fernen Stapelplätze, Inseln und Häfen, dem Deutschen, da er das nicht hat, ist für jetzt als Ersatz dieß Donaureich gegeben. Es ist auch eine alte Wahrheit, daß in der neueren Geschichte die Völker thatkräftiger leben, deren Naturell einen Gegensatz von Elementen in sich verarbeitet hat; den Deutschen fehlt das Feuer, das aus einem solchen Proceß sich entzündet: dort aber liegen die Elemente, die unserm kältern Wesen durch engere Verwachsung einen belebenden Einschlag des Fremden, Neuen, Fernen zuführen sollen.

Leider nun, ja leider ist es wahr, daß uns Oestreich bis jetzt nicht der rechte Vermittler für diese unsere Weltbestimmung gewesen ist. Es gibt nur Ein Mittel, fremde Völker an sich zu fesseln: wir müssen es ihnen so gut machen,

daß sie gerne bei uns sind; Oestreich hat gemeint, die Gewalt könne fesseln, was nur die Liebe fesselt. Nicht so schlimm hat es gewaltet, wie seine Verleumder sagen, nach manchen Seiten ist Wohlsein und Ordnung von ihm mit gutem Willen und Einsicht gepflegt worden, aber was half das, wenn man im Großen und Ganzen fehlte? Die Forderung der Völker Oestreichs, ihre Angelegenheiten selbst zu berathen, unterdrückt man vergebens, die Aufklärung, den freien Geist und sein Wort hemmt nur, wer sich selbst Wunden schlagen will. Metternich hat das Geheimniß erfunden und systematisirt, je eines derselben durch das andere zu bewachen und zu knebeln: der stumpfe, mechanische Begriff wollte leisten und erzwingen, was nur die organische Idee leisten kann, und es hat seine Früchte getragen. Ungarn hat man abwechselnd wieder vorgezogen, seine Aristokratie begünstigt, dadurch seine Völker und Deutschöstreich um so tiefer verletzt; die Empörung brach aus und nachdem sie bezwungen war, hielt man Blutgerichte, die neuen, tödtlicheren Haß säten. Die Wechselbewachung Aller kostete ungeheure Summen, verschlang den größern Theil der Staatseinkünfte: „die theuerste Regierung ist die über Unzufriedene;“ der alte, wahre Satz ist jüngst auch im Reichsrath ausgesprochen worden. Der Begriff des Staats löste sich in den Begriff der Polizei auf und ein System, das ursprünglich aus der romantischen Vorstellung kindlich patriarchalischen Gehorsams floß, endete mit der absoluten Belaurung und Schaarwache. Es wäre Napoleon nicht gelungen, die Grundempfindungen der deutschen Nation zu verwirren, in einem großen Theil derselben das heilige Gefühl des Zusammengehörens mit einem räuberisch angefallenen Bruderstaat zu

unterbinden, wäre nicht seit alter Zeit der östreichische Staat für alle Welt noch etwas Anderes, als ein Staat unter Staaten gewesen: ein Symbol für Alles, was heißt Unterdrückung, Zwang, Verdunklung, ein fremdes Wesen, ein Gespenst. Und immer das Empörendste war der Geisterzwang. Eine Verachtung, eine Art von Hohn und doch eine tiefe Furcht vor dem freien Gedanken sprach aus allen den Maaßregeln, die ihn bannen sollten. An Deutschland ist in der langen Zeit der Reaction seit den Befreiungskriegen in allen Bundesstaaten wahrlich genug gesündigt und in Preußen vor Allem dürfte man sich die Parabel vom Balken und Splitter wohl zu Herzen nehmen, die furchtbare Reaction seit 1819 fand in ihm kein widerstrebendes, sondern ein williges Werkzeug und nichts ist verkehrter, als wenn man alles deutsche Unheil Oestreich in die Schuhe schieben will, aber wahr bleibt, daß nirgends so eiserne Consequenz, nirgends Alles, was dem strebenden Geist entgegenwirkt, so beisammen war, wie in Oestreich.

Die Frage über Oestreichs außerdeutsche Länder hat uns auf diese Betrachtungen geführt und wir faßten vor Allem Ungarn in's Auge, wobei die Slawenländer mit zur Sprache kommen mußten. Ich weiß nicht recht, ob die Schwärmer für Selbstconstituirung der Nationalitäten, die Freunde der Zertrümmerung Oestreichs auch das deutsche Bundesland Böhmen, da ja doch auch die Tschechen Anwandlungen von Losreißungsgelüsten haben, hergeben möchten, ob sie Galizien zurufen wollen, es möge sich doch an der Grenze Rußlands als eigener Staat aufstellen; wir gehen weiter von der Bukowina herunter nach der Militärgrenze und geben die

Rumänen hinüber an die Moldau und Wallachei, um da mit ihren Brüdern ein ostromanisches Reich zu bilden, das zwischen der Türkei und Rußland, unberührt von der orientalischen Weltfrage, in Heiterkeit blüht; wir wandern an der Sawe fort durch Slawonien, Croatien, Illyrien und haben hier wiederum Slawen, die wir am passendsten an Serbien und Bosnien ablassen, weil doch Oestreich und Deutschland, wenn einmal die Türkei in Stücke geht und diese ihre slawischen Länder und Nebenländer in Frage kommen, dort ja nichts zu suchen haben, sondern ruhig zusehen sollen, was Andere einstecken; und nun bleibt Triest, Istrien, die dalmatische Küstenstrecke: das adriatische Meer geht uns nichts an, die Leute dort sind ja eigentlich lauter halb slawische, halb romanische Bevölkerung; daß Triest mit Illyrien zum deutschen Bunde gehört, verändert wiederum nichts und man hat Recht gethan, 1859 zuzusehen, wie es blokirt wurde; das Alles dort führt in die weite Welt, da gibt es Schiffe und Handel, mit welchen wir nichts zu thun haben.

Es ist schwer, ohne Bitterkeit von dieser Verrenkung des Denkens, dieser Enge des Bewußtseins zu reden, schwer, nicht an unserer Zukunft irre zu werden, wenn man bedenkt, wie groß und verbreitet die Partei ist, welche diesen weiten, herrlichen Boden, dieß in die Welt hineingestreckte, dem Orient zuführende, fast noch ungenutzte Ackerland für den Pflug deutscher Civilisation und Nationalökonomie, den Händen des Zufalls, vielmehr der Ländersucht fremder Großmächte als Beute überlassen will. Dem Vorwurf wird, ich weiß es wohl, mit der Einwendung begegnet, Deutschland müsse sich vorher einigen, ehe es diese weiten Aufgaben in

die Hand nehmen könne. Aber richtet sich denn die Geschichte nach unserer Logik? Warten denn diese Völker, an deren Verbindung mit Oestreich von allen Seiten gelockert und gezerrt wird, bis wir unser Haus eingerichtet haben? Können wir es verändern, daß diese Verhältnisse den Krieg bringen werden, worin wir unsre und ihre Angelegenheit gleichzeitig in die Hand nehmen müssen? Läßt sich die deutsche Frage abschälen von dem Material, das zum Stande der deutschen Staaten gehört? Müssen wir nicht einen klaren, festen Begriff darüber schon bereit haben, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt?

Diese dunkeln Fragen und trüben Aussichten im Innern bewegend, fuhr ich schlaflos durch die dunkle Nacht nach Wien zurück. Ehe wir es verlassen, gönnen wir uns nun wieder eine Ruhestunde. Nicht in die Kunstsammlungen will ich den Leser führen; Belvedere und Privatgalerien sind so reich, daß ich, wollte ich es auch nur versuchen, ihn vor den Perlen der Malerei zu fesseln, weit über die Grenzen schreiten würde, die ich mir dießmal gesteckt habe. Es ist das alte blühende, glänzende Wien, das sich hier in diesen Sälen, diesen Reihen von Sälen, an deren Wänden die Werke aller Malerschulen, so manche berühmte Meisterbilder strahlen, in seinem besten, edelsten Schmucke aufthut. War Luxus und Genuß die Losung, so ist dieß ächter und reiner Luxus und Genuß. Dem Kunstsinne des Kaiserhauses folgte der altberühmte reiche Adel des Landes, mit welchen Mitteln, das zeigt z. B. ein Gang durch die fünfundzwanzig Säle des Palastes Lichtenstein; aber wir dürften die Sammlung Esterhazy, durch ihre spanischen Bilder namentlich ausgezeichnet, Harrach, Czernin nicht

vergessen. Und wollten wir erst die Schätze der Kupferstiche und Handzeichnungen uns öffnen lassen, so wäre schwer ein Ende zu finden. Allein es ist dießmal nicht meine Absicht, den Leser in den stillen Geisterkreis vergangener Kunst einzuführen; ich selbst bin wohl in diesen Räumen fleißig umhergewandelt, aber ich gestehe, es war im Grunde mehr Studium, als innige, freudige Vertiefung; für diese fehlte dem peinlich aufgeregten Innern die Sammlung, die Stille. Als kleiner einzelner Zug mag hier noch eingefügt werden, daß mir einen schönen Vormittag der streng gemessenen Zeit, die ich der Kunst widmen konnte, die Polizei wegnahm. Ich wurde dahin citirt, obwohl es nicht mehr wie sonst Regel ist, daß Fremde sich selbst dort einfinden müssen; ein schweizerischer Paß, der nach Wien, dann nach Venedig und von da nach Mailand lautete, dazu die Wohnung in einem Gasthof, wo meist Ungarn einkehrten, mochte das Gemüth eines Polizeicommissarius beunruhigt haben; er sah mich mit Augen an, als wollte er Herz und Nieren prüfen, und fragte mit sehr verständlichem Tone, wie lange ich denn in Wien eigentlich bleiben wolle? Es war mir komisch und ich sagte ihm mit Heiterkeit, er möchte es mir doch nicht bergen, wenn er Bedenken über meine Person hege, ich habe Mittel, sie zu beseitigen; als ich mit diesen Worten meinen Paß in die Brieftasche steckte, kamen ein paar solide Adressen zum Vorschein und die gestrengen Züge klärten sich auf. Das Local kannte ich noch von der alten Zeit her, wo sich jeder Fremde stellen mußte, und ich erinnerte mich, daß früher auf einem Schrank eine Schillerbüste stand; solcher Humor, der durch Contraste zu wirken sucht, scheint jetzt dort nicht mehr zu walten, ich fand die Büste

nicht wieder. Das lief denn ganz friedlich ab, allein der schöne Vormittag war zersplittert. Wir lassen uns nicht stören und da ich ohnedieß den Leser nicht mit Forschungen alter Kunst anstrengen, ihn aber doch einladen will, sich mit mir im Reiche des Schönen zu erholen, was können wir Besseres thun, als uns nach der neuen, der gegenwärtigen Kunst umschauen? Wir wollen uns denn für heute in das Atelier eines Malers begeben, dessen Name dem Leser wohlbekannt ist: zu Carl Rahl, den ich vor zwanzig Jahren in Rom kennen gelernt, mit dem ich manchen Abend in meiner Wohnung dort in der Via Sistina am Kaminfeuer gesessen bin, plaudernd und lachend mit der dicken Hausfrau und den muntern Töchtern Margherita und Antonia; damals noch ein Lernender, ist er jetzt ein berühmter Künstler geworden. Dießmal nun hat er ein vortreffliches Mittel für uns, um aus dem Wirbel und heißen Drang der Gegenwart uns in reinere, idealere Regionen zu entführen: in attischen Lüften dürfen wir Athem schöpfen. Es ist ihm eine Aufgabe geworden, wie sie schöner und willkommener einem Historienmaler nicht zufallen kann, dessen Geist so entschieden dem Monumentalen, Großen, Stylvollen, der Darstelluug vollkommener Naturen zugewandt ist: die Aula des neuen Hochschulgebäudes in Athen soll nach dem Auftrage des um sein Vaterland, um Athen insbesondere so hoch verdienten Baron Sina mit Fresken geschmückt werden, wie sie nach dem Plane des Baumeisters, Christian Hansen, für ihren Porticus von Anfang bestimmt waren, und wo liegt für solche ein herrlicher Inhalt näher, als im griechischen Land, in Attika? Wo ist es natürlicher, in reinen classischen Formen zu sprechen,

als da, wo sie gewachsen sind und wo die göttlichen Gestalten in ihrer natürlichen Heimath heute noch dem innern Auge lebendig begegnen? Sie haben den Künstler, Fremdling aus dem Norden, vertraut begrüßt und er hat sie wohl verstanden; sie sind ihm keine bleiche, gelehrte Erinnerung, sondern ein Leben, denn Kraft und Fülle des Lebensgefühls ist sein eigenes Wesen. Die Geschichte der Sittigung, der geistigen Bildung Griechenlands war in kurzen, großen Zügen darzustellen; ein fortlaufendes Band von Fresken sollte durch ein selbständiges Mittelbild: die Gründung der Universität durch König Otto, in zwei Hälften getheilt werden. Rahl breitet nun seine Cartone vor uns aus und wir verweilen zuerst hier, bei dem mittleren Felde. Wie oft sind die Facultäten in allegorischen Figuren personificirt worden! Hier unter griechischem Himmel und durch den feurigen Nerv unseres Künstlers sind die kalten Begriffszeichen zu lebenswarmen Wesen geworden; wie nahe lag ein todtes Ceremonienbild und durch wie einfache Mittel hat der Künstler eine Handlung daraus gemacht! Die Philosophie — sie hebt sich vor allen begünstigt hervor — ein mächtiges, herrliches Weib, tritt vor den thronenden König, weist mit entschlossener Bewegung des Arms hinauf, hinaus in's Weite, als spräche sie: laßt sie forschen frisch und kühn, die auf sich selbst stehende, von keiner Satzung gebundene, göttliche Vernunft! Der König, dessen Züge in der Stylisirung, welche die antik imperatorische Gewandfigur fordert, doch recht wohl kenntlich sind, heißt sie mit der Rechten willkommen, hält aber mit der Linken die ernste Gerechtigkeit am Arme fest, als wollte er sagen, daß diese der feste Grund ist, auf den er Alles bauen will. Die übrigen Frauengestalten,

stehend, wandelnd, sinnend oder einander im Gespräche zugewandt, an den Attributen leicht kenntlich, gleichen lauter Wesen, die hier nur eben ganz natürlich, dem Rufe des neuen Herrschers gerne folgend, aus ihrem Olymp herbeigekommen sind; sie haben alle Fleisch und Blut und die stattliche Gewandung zeigt wie die Körperformen, daß sie kein Draperie-Professor, sondern ein Mann geschaffen hat, dem die Antike lebt. Das fortlaufende Band zu den Seiten dieses Mittelbildes wird von zwei kleineren Darstellungen, die für Seitenwände bestimmt sind, vorbereitet und abgeschlossen. Die erste derselben, wenn wir nun links beginnend der Bilderreihe folgen, spricht durch einen Prometheus, der den erstaunten Menschen das Feuer vom Himmel bringt, den Grundgedanken des Ganzen aus. Im ersten größeren Bilde dann, wo der Künstler zeigen wollte, wie der Grund zur Menschenbildung durch strenges Recht gelegt wird, das die Wildheit der Urzeit bricht, erkennen wir sogleich das Talent dramatischer Belebung: Minos läßt einen Verbrecher greifen und zur Strafe abführen, den ein schutzflehendes Weib angeklagt hat; der nächste Schritt führt uns in die Heroenzeit: Homer singt sein göttliches Lied; der Stoff ist oft behandelt, neu und geistreich ist hier das Motiv, daß neben Heldenjünglingen, die sich zu Achilles-Thaten begeistern, auch tiefsinnende Künstler zuhorchen: wir sollen nicht vergessen, welche Nahrung die Kunst aus dem ewigen Liede schöpft, das den Griechen ihre Götter gegeben hat. Wie ungesucht Rahl die einzelnen Bilder zu verknüpfen weiß, beweist hier die Gestalt eines Weibs mit einem Kinde, das ebenso zu der vorhergehenden Gruppe gehört: sie schien gekommen zu sein, die Verurtheilung eines

Mörders mitanzusehen, lauscht aber hinüber auf Homers Gesang. Nun kann sich schon die junge Wissenschaft entwickeln: der königliche Pythagoras schreitet mit dem sinnenden Thales und weist ihn nach oben zur Harmonie des Alls, aber auch hier sollte Handlung nicht fehlen: die Anfänge der Heilkunde entwickeln sich zu einem rührenden Familienbilde, da Hippokrates zu einem kranken Greise sich niederbeugt, welchen besorgt und den Arzt um Hülfe beschwörend die Seinigen umgeben. Hierauf sind die ersten Grundlagen der demokratischen Gesetzgebung nicht etwa durch das ermüdend oft dagewesene Motiv des Schreibens auf Gesetztafeln u. dgl., sondern durch den scheidenden Solon veranschaulicht, und unter den Männern, die ihm schwören, sehen wir schon die Marathon- und Salamishelden, die Vorkämpfer gegen die Barbarei des Orients, die großen Staatsmänner Miltiades, Themistokles, Aristides: die Heroen der That durften hier nicht die Hauptrolle spielen, aber es galt dennoch, sie in eine künstlerische Erzählung der griechischen Geistesgeschichte hereinzuziehen. Hier unterbricht das Mittelbild die Reihe; wir folgen ihr wieder zu der Rechten desselben und befinden uns bei der ersten Blüthe der Geschichtschreibung, dem Kinde der reifenden erfahrungsreicheren Bildung: Herodot liest sein Werk vor, eine Nike krönt den Sieger im Wettkampfe von Olympia, eine Ate flüstert ihm Schicksalsworte zu, der junge Thycydides lauscht ihm, der gewappnete Xenophon ruft ihm Worte begeisterten Grußes zu und damit wir wissen, wo wir sind, sehen wir zwei gekrönte Wettkämpfer, den einen als Diagoras benannt, ihm zujubeln. Jetzt folgt der schönste, reichste Moment des griechischen Lebens: um Perikles und

Aspasia versammelt sich Philosophie, Dichtung und Kunst auf ihrer Sonnenhöhe. Wie ächt antik gefühlt, majestätisch und doch so ganz unbefangen sind diese zwei sitzenden Hauptgestalten, wie sie dem Plato, der vor ihnen, mehr zur Seite, steht und dem Anaxagoras, der ihnen gegenüber an einer Weltkugel lehrt, mit zwangloser Aufmerksamkeit zuhören! Zu den trefflichsten Figuren des Ganzen gehört Sokrates, der links neben Perikles sitzt, mit dem Kartoffelgesicht, das doch so classisch ist, mit dem naiven Hinüberhorchen und der gediegenen immer gleichen Ruhe und Ironie in seinem ganzen Wesen. Wie schön Rahl componirt, mag man an diesem Bilde namentlich sehen; ein ungesuchtes Gegenüber, eine Wechselwirkung milder Contraste, trennt und vereint das Ganze, keine Linie, kein Theil bleibt unaufgelöst und mit Befriedigung geht das Auge von Sokrates in die Höhe, wo hinter Perikles Stuhl Phidias und Sophokles stehen, gleitet herunter zu Perikles und Aspasia, verweilt dann auf der herrschenden Mitte des Bildes, der götterähnlichen, von erhabenem Leben durchströmten und gehobenen Gestalt Plato's mit Antisthenes, lauscht hinüber zu Anaxagoras, an dessen Stuhl sich Alcibiades lehnt und neben welchem, tiefer im Bilde, wie drüben der Bildhauer, Dichter, so hier der Architekt Iktinus, der Erbauer des Parthenon, und der Maler Polygnot stehen; des Letzteren Züge sind dem Leben entnommen und wir dürfen nicht weit suchen, um das Original zu finden; am Boden rechts ist Archimedes mit seinen Kreisen beschäftigt und stellt so die Symmetrie mit dem sitzenden Sokrates auf der linken Seite her. Es war nicht leicht, das Zeitalter Alexanders mit der realistischen Philosophie des Aristoteles

darzustellen; Rahl weiß Rath und läßt den Lehrer des großen Eroberers, der denn auch unter seinen Zuhörern vor Allen hervorsticht, den Bau eines zergliederten Vogels demonstriren; aber rechts wendet in trübem Sinnen Demosthenes von dieser Gruppe sich ab: er betrauert Griechenlands Untergang. Die nacharistotelische Philosophie, Stoiker und Epicuräer, überspringt der Künstler, wie er die Sophisten umgangen hat: das Bild der Auflösung des gediegenen griechischen Geistes, die Dialektik, die Zurückziehung des Geistes ins Innere und die Philosophie der Lust ließ sich nicht wohl aufnehmen, ohne an das Moderne zu streifen oder in das Komische zu gerathen, das unter diesem ernsten Kreise keine Stelle finden konnte; nur den Meister des Komischen selbst, Aristophanes, hätten wir gern unter diesen letzten Größen in der Epoche der wachsenden Zersetzung gesehen. Rahl beschließt seine Wanderung mit einer sparsamen Gruppe, welche die alexandrinische Epoche andeutet: Ptolemäus Philadelphus, durch den die Bibliothek zu Alexandria zu ihrer Bedeutung erwuchs, empfängt aus den Händen des Aristarchos eine Rolle; Theokrit als Vertreter der letzten Blüthe der Poesie, Eratosthenes als Typus der alexandrinischen Gelehrsamkeit sind zur Ergänzung in die Gruppe mitaufgenommen. Den Schluß bildet nun in getrenntem Felde die zweite jener kleineren Darstellungen: die Predigt des Paulus im Areopag, das Gegenbild zu Prometheus, das Licht des neuen Geistes gegenüber der Lebensflamme, die Prometheus der vorchristlichen Menschheit vom Olymp gebracht. Ueberschauen wir noch einmal die ganze feierliche Reihe von Gestalten: hier ist nirgends ein falscher Zug des Modernen, nirgends etwas Theatralisches, Bewußtes, Gespreiztes, auf

Wirkung Hingespitztes eingedrungen: überall Einfalt, schöne Gelassenheit, hohe Stille des antiken Lebens; nur in der heroischen Körperbildung will es mir da und dort scheinen, als habe den Künstler die Stärke seines Lebensgefühls in michel-angeleske Ueberkraft des Muskels und Breite der Formen geführt, und gesticulirende Hände kommen mir in der Fingerstellung nicht überall schön behandelt vor; nicht, als fehlte unserem Künstler die Zartheit: das beweist allein schon die schlanke, reine Knabengestalt des jungen Thucydides, das beweist der Rhythmus im Ganzen, der Adel der Gestaltung, Bewegung, Faltengebung, besonders aber Gewandfiguren wie jener Sokrates zeigen das reinste Stylgefühl.

Ich traf bei Rahl noch Jemand, der mich an die Tage in Athen erinnerte: Christian Hansen, den Architekten, der mit Roß und Schaubert das berühmte Werk über die Akropolis von Athen herausgegeben hat; jetzt wird er uns nicht die Propyläen hinaufführen zum reizenden schlanken Niketempel, zum Erechtheon, zum Parthenon, wir werden nicht ausschauen nach dem Pentelikon, Lykabettus, Hymettus, auf den Oelwald, auf Küsten und Meer, wie sie im purpurnen Abendroth schimmern, nicht seine eigenen Werke an der classischen Stätte, nicht die Räume kann er uns zeigen, wofür eben jene Fresken bestimmt sind, aber etwas Anderes, recht Prächtiges dürfen wir sehen: wir wandern mit ihm zum neuen Arsenal, dieser großen, umfangreichen Waffenburg, treten durch das Thor in den gewölbten Durchgang des Umfassungsgebäudes mit seiner reichen romanischen Façade, von van der Nüll und Sicardsburg erbaut, in den Hof und stehen vor dem Werke Hansens, dem Bau, der zur Aufbewahrung der

neuen und in seinem reichsten Theile zur Schaustellung alter Waffen bestimmt ist; dieser letztere tritt uns in dem gewaltigen länglichen Viereck, das an jeder Ecke zwei Thürme zieren und schützen, als Kuppelbau mit glänzender Schauseite entgegen. Ein Bau, dessen Masse Backstein, dessen Zweck das herbe nordische Waffenwerk ist, hatte mit den rein griechischen Erinnerungen nichts zu thun; aber Griechenland, der Orient und auch das alte Rom bot noch eine andere Formenwelt, aus der sich hier Neues, Geistvolles entwickeln ließ: Hansen hat den byzantinischen Styl auf dem Punkte, wo er stehen geblieben ist, fortgebildet und da etwas Aehnliches, nur nicht so organisch, die maurische Phantasie vollzog, so erinnert er uns auch an ihre schmuckvolle, krystallische Formenwelt; die gemusterte, an Teppichweberei erinnernde Wand, die überhöhten kleinen Bögen über den Säulchen, welche die Rundbogenfenster gliedern, die wie aus Stäben eckig gefügte Füllung der drei Rosetten über denselben, die gespaltenen Zinnen über dem kräftigen Rundbogenfries, das Alles erscheint als Anklang an den arabischen Styl; die organische Fortbildung des Byzantinischen aber liegt in der Entwicklung der Bogenglieder, der Gurten und Rippen des Gewölbes aus dem Kapitäl. Wir treten in das prächtige Vestibul ein, steigen die Prachttreppe hinauf, erfreuen uns unterwegs an der schön gedachten Belebung der Fläche des Mauerkörpers zur Linken durch eine rundbogige Nischenreihe mit Statuen, und nun thut sich der Hauptraum, die herrliche Halle mit der Kuppel, dem östreichischen Waffenruhme geweiht, vor uns auf. Auf zwei Seiten derselben steigt eine Colonnade mit Rundbögen, die eine Galerie trägt; hier, wie im Vestibul und überall, wo

Säulen, Bögen und Wölbung auftreten, finden wir nun jenes neue Motiv angewandt. Der byzantinische und der frühromanische Styl blieb in der Verbindung des Gewölbes mit seiner Stütze bei schwerfälligen Versuchen stehen, er wich dem gothischen, der die Gewölbeglieder durchaus schon am Fuße des Pfeilers beginnen ließ und das Capitäl nur als leichten Anflug behandelte, über welche jene fortwachsen und in die Wölbung ausstrahlen; Hansen dagegen legt in das Capitäl den Keim, aus welchem diese Formen hervorsprossen, durch die Ueberhöhung des Bogens gewinnt er die Freiheit, jenem Körper die reichgegliederte Gestalt zu geben, daß die Gewölbmotive in ihm sich entwickeln, und der Abakus ist in eine Art von Band umgestaltet, das sie zusammenhält. Dabei ist die Profilirung durchaus kräftig, markig und die Ornirung im Einzelnen zeigt eine reiche Phantasie, welche aus lebendigen, aber edel stylisirten Pflanzen eine wechselnde mannigfaltige Welt neuer Formen erschaffen hat. Diese Fülle des Einzelnen drückt jedoch nicht auf die Wirkung des Ganzen, die uns beim ersten Eintritt schon mit dem Charakter des Offenen, Freien, Klaren entgegentritt. Nun handelt es sich aber um die gegebene Bestimmung: in der Kuppel sollen Fresken die östreichische Kriegsgeschichte verherrlichen, unten sollen Rüstungen, Trophäen, Reliquien ausgezeichneter Generale aufgestellt werden. Angemessener und wohlthuender konnte der Künstler den letzteren Zweck nicht mit dem ersteren vereinigen, als indem er auf zwei Seiten über die Bogenstellung eine Galerie setzte, welche nicht nur dazu dienen wird, die Fresken bequem zu sehen, sondern in ihren getheilten Räumen zugleich diese Reliquien aufnehmen soll, wie wir denn in

einem derselben bereits Waffen, Uniform und Ehrendiplome Radetzky's sahen: mit welchen Betrachtungen, das bedarf der Worte nicht. Auf den Galerien eröffnet sich durch Glasthüren zugleich der Blick in die großen Säle der Flügel des 124 Klafter langen Gebäudes, wo auf zweckmäßigen Eisengestellen von Hansens Erfindung die neuen Waffen für die Ausrüstung der Armee aufgestellt sind. Die berühmten Waffen der Ambraser Sammlung und des alten kaiserlichen Zeughauses werden Vestibul, Treppen und Prachthalle zieren, theils in Trophäenaufstellung, theils als Anzüge plastischer Figuren und der Künstler hat auch hier nichts Unorganisches, Zufälliges dulden wollen, sondern für bestimmten, einleuchtenden Zusammenhang mit der Architektur gesorgt: diese Rittergestalten werden sich um die Pfeiler, an die Treppen, vor Säulen und Zwischenwände, an Erker und Fenster als Wächter stellen, Postamente am rechten Ort werden den ausgezeichnetsten die Bedeutung von Monumentalstatuen geben.

Auch Rahl hat uns in diese herrlichen Räume begleitet und ist so freundlich, uns den Freskencyclus auseinander zu setzen, mit dem er die Kuppel der Hauptthalle und die zwei anstoßenden Säle schmücken sollte. Ich bin sonst nicht unter denen, die für den Scharfsinn in der Gedankenverbindung zwischen einer Anzahl von Bildern mehr schwärmen, als sie sich an der Schönheit und inneren Einheit des einzelnen Bildes selbst erfreuen, ja ich gestehe, daß meine Fassung und Gedächtniß für ein solches Netz von Beziehungen im Herüber und Hinüber, Oben, Unten und Neben besonders unglücklich organisirt ist; hier aber war Alles in der quellenden Ergiebigkeit der Erfindung so klar und überzeugend gedacht, daß es

auch meinem harten Kopfe leicht und lustig einging. Namentlich gefiel mir die Idee, oben in der Kuppel, also im herrschenden Mittelpunkte nicht Allegorien (diese sind in vier tiefer angeordnete Medaillons verwiesen), sondern heroische Typen aus der geläufigen alttestamentlichen und christlichen Welt als Vertreter der großen Hauptsphären aufzustellen, deren Inhalt in den größeren Flächenbildern an den Seiten unter der Kuppel als historische Handlung entwickelt werden sollte; in höherer Bedeutung sind diese typischen Gestalten zugleich als mächtige Grundpfeiler der moralischen Ordnung des öffentlichen Lebens gedacht und daher colossal behandelt. Gideon versinnlicht leibhaft die Befreiung von fremdem Joch: unter ihm sollte an der großen Wandfläche der Sieg Carls des Großen über die Avaren glänzen und Oestreichs bleibende Bestimmung, den Schutz der Ostmark gegen Barbaren, in's Bewußtsein rufen. David und Goliath: unter dieser Gruppe sollte Friedrich der Streitbare erscheinen, der die Mongolen schlägt und so das durch Carls Sieg deutsch gewordene Land vor neuer Ueberfluthung wilder Völkerhorden schirmt. Josua besiegt die heidnischen Kananiter und erobert das gelobte Land, er ist der Kämpfer für die Religion: unter ihm sollte Leopold der Tugendhafte, der Kreuzfahrer, Ptolemais erstürmen. Der Erzengel Michael als Drachentödter: unter ihm die Schlacht im Marchfelde, worin Rudolf von Habsburg den Böhmenkönig Ottokar schlägt, Oestreichs Selbständigkeit, die Macht des Hauses Habsburg begründet, aber, würdig des reinen Vorbildes in der Kuppel, voll Menschlichkeit den gefallenen Gegner mit seinem Purpurmantel bedeckt. Um das Rund der Wölbung, welches jene vier colossalen Typen schmücken sollten,

zieht sich nun noch ein Fries, den Rahl für Darstellungen aus der Urgeschichte Oestreichs bestimmt hatte, und diese treten denn als Zwischenglied wieder in natürliche Beziehung nach beiden Seiten: Kampf der Urvölker mit wilden Thieren entspricht nach oben dem Bilde Gideons, nach unten der Schlacht Carls des Großen gegen die Avaren; Markomannenkrieg dem Bilde Davids und der Mongolenschlacht; geordneter, gebildeter Rechtszustand nach eingesetzter Römerherrschaft unter Marc Aurel entspricht dem Bilde Michaels und des Siegs über Ottokar durch Rudolf von Habsburg, Einführung des Christenthums durch S. Severin dem Bilde des Josua und der Erstürmung von Ptolemais, aber dann folgen die wilden Fluthen der Völkerwanderung, durch deren Aufnahme der Fries dann in wirklichem, geschichtlichem Zusammenhang des Inhalts auf die großen Flächenbilder hinausweist. Wir gehen nicht weiter in das Einzelne der Compositionen ein, welche für die zwei Nebensäle bestimmt waren: der linke sollte Kriegssaal heißen und alle Schrecken des Krieges versinnlichen, der rechte als Friedenssaal mit diesen Schrecken versöhnen und den Zweck des Kriegs, die Wohlthaten des Friedens, Handel, Wissenschaft, Ackerbau, Kunst vor Augen stellen. Um die einförmige Wiederholung von Schlachtgetümmel zu vermeiden, waren im ersteren Saale für die Flächengemälde Porträtzusammenstellungen der Fürsten und großen Feldherrn der neuern östreichischen Geschichte in ruhigen Situations- und Ceremonienbildern beabsichtigt, Lagerscenen u. dergl. Im Friedenssaale ließ sich immer noch Abwechslung genug erreichen, da er in der Geschichte Oestreichs weiter vorwärts ging, Maria Theresia, Joseph, Erzherzog Carl, den die Bürger Wiens beim Sieges-

heimzuge begrüßen, und endlich die Legung des Grundsteins zum Arsenal durch den gegenwärtigen Kaiser, umgeben von Radetzky und andern Feldherrn der neueren Zeit, vorzuführen bestimmt war.

Rahl ist seiner Richtung nach Stylist, Idealist; allein die Stärke seines Lebenssinns bewahrt ihn vor Einseitigkeit: Zeugniß ist sein berühmtes Colorit, seine Wärme und Kraft im Porträt. Mag er noch so lebhaft für Götter, Heroen und eine von keiner Prosa der Culturformen beengte Menschheit das Wort nehmen, er wird doch, wo Energie des Daseins und Handelns darzustellen ist, durch die „kalbsledernen Hosen" sich nicht von der wirklichen Geschichte zurückschrecken lassen. Wer seine Cartons für diese Fresken gesehen hat, wird sich überzeugen, daß es auch eine Verbindung von Realismus und großem Styl gibt und daß Rahl auch in diesem Gebiete sein Talent zu bewähren der Mann ist.

So hätten wir nun eine Weile ausgeruht im Gebiete der Kunst. Ich hätte noch von diesem und jenem zu erzählen, was ich von Werken neuerer Künstler gesehen, allein es würde ein zerstreutes Bild entstehen, denn dießmal erlaubte mir die Zeit nicht, mir einen Ueberblick über Zustände und Richtungen der östreichischen Kunst zu verschaffen; ich kann, was die Malerei betrifft, nichts zu dem Einblick hinzubringen, den die große Münchner Kunstausstellung im Jahre 1858 gab; zum Zeitmangel kamen Zufälle, wie z. B., daß der treffliche Albert Zimmermann eben nichts Größeres auf der Staffelei hatte. Auch auf die Architektur und ihre bekannte kräftige Pflege im neueren Wien kann ich dießmal nicht weiter eingehen. Mein Schweigen drückt keinerlei Urtheil, mein

Nennen keine Parteilichkeit aus; ich lasse mich nicht in den Streit der Richtungen und Personen ein; ich frage nicht, wie es kam, daß Rahls Entwürfe nicht zur Ausführung gelangten, und darf nur Eines nicht unerwähnt lassen: daß ich in dem Grafen Franz Thun, dem Director der Kunstanstalten des Reiches, eine Persönlichkeit kennen lernte, die mir unvergeßlich bleiben wird und deren Güte und edler Geist auch da, wo man jetzt von deutschen Verbindungen nicht athmen darf, in Oberitalien noch von dankbaren Herzen in treuem Andenken bewahrt wird. Wie Vieles mußte ich mir für ein andermal vorbehalten! Diese Reise war nicht in einer Stimmung unternommen, die mich berechtigte, sie eine Reise auf Kunststudien zu nennen. Ich hatte keine Ruhe, war keiner fähig, wollte keine haben, und wer sich entschließt, mich zu begleiten, soll auch keine haben. Legt er diese Blätter in jedem Nerv aufgeregt aus der Hand: das ist es eben, was ich wollte, denn Deutschland braucht jetzt keine contemplative, sondern sehr bekümmerte Gemüther.

Wir brechen also auf und gehen zur Südbahn. Unter kaltem Regen fahren wir früh morgens ab, haben nicht Zeit noch Sonnenlicht, uns Baden anzusehen, klimmen vom keuchenden Drachen gezogen hinter Gloggnitz den Sömmering hinauf, erblicken von kühnen Steigungen, Durchbrüchen durch Berg und Gestein, weitgeschweiften Windungen, Tannenwäldern und Felsen und lieblichen Thälern links in der Tiefe so viel, als die wirbelnden Schneeflocken erlauben, erreichen den höchsten Punkt und sausen durch den langen Tunnel nach Mürzzuschlag, wo Zeit gegönnt ist, sich zu erfrischen. Hier saß im Hofe der Restauration eine ganze Truppe von

Burschen und Männern an einem gedeckten Tisch, deren Aussehen auf Arbeiter oder beurlaubte Soldaten schließen ließ; auf meine Frage erhielt ich die Auskunft: sie reisen nach Rom, sind für den Papst geworben. Auch noch! — Weiter: wir sind jetzt in Steiermark, fahren bald in malerischem Thale dem Laufe der Mürz, dann hinter Stadt Bruck der Mur entlang und erreichen Abends die freundliche Universitätsstadt Gratz, von der Mur durchflossen, im weiten fruchtbaren Thale um seinen Schloßberg gedehnt. Ich kann den Leser nicht einladen, mit mir durch die belebten Straßen zu schlendern, er hat unter meinem Schirm im strömenden Regen nicht Platz, und ein Besteigen des Schloßbergs wäre bei solchem Wetter rein zwecklos. Wenn er aber am Abend im Gasthof mit mir den Gesprächen einiger Einwohner zuhören will, so erfährt er, daß auch Gratz nicht mehr das alte gemüthliche Gratz ist. Einen der Superklugen aus Deutschland wünschte ich hieher, die da meinen, man habe in Oestreich kein Bewußtsein, kein Urtheil über die Zustände, die Oestreicher seien Concordatsleute, Kinder des Stillstands, keine Deutsche. Nun aber war mir zudem etwas vorgekommen, was die neuesten schweren Erinnerungen furchtbar in mir aufregte: ich hatte auf den Straßen von Gratz die ersten Invaliden vom Kriege des letzten Sommers gesehen (in Wien war mir keiner zu Gesichte gekommen): zwei prächtige, blühende Bursche, an Krücken hinkend; das war wenig, nur eine schwache Spur, aber als mir erzählt wurde, wie es in den Lazarethen aussah und als Augenzeugen das Aechzen, Stöhnen und Schmerzgebrüll der Verwundeten schilderten, da — — doch nein; das an sich wäre es nicht, ein Mann muß das hören können; Schlachten

bringen Wunden und Tod, das ist ja nicht anders; aber nun die mancherlei neuen Beiträge zum Verlauf des Krieges, die Bilder des Hungers und Dursts auf dem Schlachtfeld, die einzelnen Belege für die unglaublichen Fehler der Führung, die Nachweise, wie ohne sie der Sieg gewiß war, und dazu endlich noch in frischem Andenken das halbmitleidige, halbironische Achselzucken jener Deutschen, die ihre Brüder verbluten ließen: denn auf der Eisenbahn hatte ich desselben Tags aus dem Mund eines tiefen Denkers wieder diesen Ton vernommen: „ach nun ja, die armen Soldaten mußte man freilich bedauern" und „immerhin" und „allein genauer betrachtet" u. s. w. — Das Alles muß der Leser zusammennehmen, um zu begreifen, in welcher Stimmung ich die halbe Nacht im Bett durchwachte und am frühen Morgen weiter fuhr. Es war mir Alles wie neu, was in jenen Tagen der neuesten schweren Erfahrung unseres Vaterlands jedes Gemüth bestürzen mußte, das unbeirrt ihm angehört. Ich habe schon zu Anfang dieser Blätter berührt, wie sich das Alles für den verschärft, der im Auslande wohnt. In der Heimath fühlt man die Schmach nur halb so tief; Freund klagt dem Freunde, Einer leidet mit dem Andern und verwünschen und verspotten wir unter uns die Uneinigkeit, Säumniß, Unentschlossenheit der Deutschen, das geschieht auf dem Grunde des Einverständnisses über die Eigenschaften der Nation, die ihr eine bessere Zukunft verbürgen, das fließt aus der Liebe, aus der Hoffnung, daß Selbsterkenntniß zum Bessern führe. Alle Lauen, alle Gleichgültigen sollte man in's Ausland setzen, damit sie spüren, wie es thut, wenn der Angriff von Fremden kommt, wenn bei dem Namen Deutschland die Mund-

winkel in die Höhe gehen, wenn man sich sagen muß: und möcht' ich sie zusammenschmeißen, ich kann sie doch nicht Lügner heißen. Der Einsichtigen, die Deutschlands Bestimmung verstehen und nur wohlwollend von seinen Blößen sprechen, sind überall Wenige; die Mehrzahl urtheilt, verurtheilt nach dem Anschein. Was nützt Abwehr dieser Beleidigungen im einzelnen Fall? Die Wunde schließt sich nicht und wird immer neu aufgerissen. Dieß Alles schmerzte und brannte nun frisch, wie von gestern, da ich dem Schauplatze näher und näher rückte, wo der deutschen Kraft und Ehre die letzte blutige Scharte geschlagen ist. Man vergesse nicht, daß Niemand die neue tröstlichere Wendung der Dinge ahnen konnte. Es sah rathlos, hoffnungslos aus. Jeder hat seine unglaubigen Stunden, wo er mathematischen Beweis für die bessere Zukunft haben möchte; es ist ja doch auch möglich, daß eine Nation voll Geist und sittlicher Kräfte ihre politischen Ziele nicht mehr erreicht; vom inneren Werthe führt kein sicherer Schluß auf das Politische; die Deutschen könnten ja auch ein bloßes Culturvolk bleiben. Das fatale Xenion fiel mir ein: „Zur Nation euch zu bilden“ u. s. w. Man ist ungeduldig, man möchte eben etwas wenigstens, einen Anfang, einen ersten Schritt, der Bürgschaft für die folgenden enthielte, erleben. Die Unmöglichkeit, eine Form für die Einigung Deutschlands zu finden, die Unhaltbarkeit aller Programme, die der Reihe nach aufgestellt sind, stand lebhafter als je mir vor dem Geist; diese dunkle Welt von Qualen und Zweifeln arbeitete, schnitt und nagte in mir, als ich Triest zufuhr, während draußen der Regen prasselte, Marburg, Cilli, Laibach vorüberflog; mir schien Alles so schwarz, so trostlos, wie

der Himmel über mir, und Nichtsein wünschenswerther, als leben ohne Aussicht auf — da öffnete der Dalmatiner das Fenster und sprach:

Il mare — quanto è grato e dolce!

Und so sind wir bei unserem Anfang angekommen. Der Zug hielt kurze Zeit an, denn Rutschungen infolge der Regengüsse hatten genöthigt, auf telegraphische Nachricht über den Zustand der weiteren Bahnstrecke zu warten. So ruhen wir denn aus in dem großen, stillen Bilde des Unendlichen.

Doch weiter wie das Leben rollt der Zug und wir sind in Triest. Am andern Morgen klärt sich der Himmel auf und wir genießen einen der ganz wenigen schönen Tage dieser Reise; denn von Anfang an bis jetzt war immer Wechsel von Scirocco mit Regen und Sturm gewesen. Der Mittag wird zu einer Spazierfahrt auf die Höhen hinter der Stadt benützt, wozu mich eine Familie von Triest einlädt; es geht in einer langen Allee sachte bergauf, unser Ziel ist eine der Villen, die dem steinigen Gebirge, das weithin die Stadt umgibt, abgewonnen sind. In grünen Matten, umgeben von Springbrunnen, Bosketten, neben einem Gewächshaus voll duftender Blumenpracht steht im Styl eines Schweizerhauses gebaut der liebliche Landsitz. Weit hinaus auf Küsten der Adria und die blitzende See mit der grenzenlosen Linie am Horizonte, hier von einem Dampfer, dort von Segelbooten der Fischer belebt, schweift der entzückte Blick. Aber wir sollen auch hier nicht die Qual des Menschenlebens vergessen; herauf in diese freien Lüfte, unter diesen blauen Himmel, auf diese weite, offene Höhe ist uns das Gespenst eines düsteren Geheimnisses gefolgt, das auf die tiefe Zerrüttung eines großen Staates

weist. Warum schleichen alle Diener des heiteren Lusthauses und Gartens gebückt mit schwer bekümmerten Mienen umher? Wir sind in der Villa Rivoltella; vorgestern ist der Besitzer mit Mandolfo und Brambilla plötzlich verhaftet worden; die Familie, mit der wir die Lustfahrt gemacht, ihm befreundet, an Schuld nicht glaubend, voll Theilnahme und düsterer Ungewißheit wechselt Worte des Kummers mit der Dienerschaft: ein Flüstern und wieder ein dumpfes Schweigen wie in einem Trauerhause hier in den prachtvollen Räumen, im lustigen Grün, um duftende Blumen, plaudernde Fontainen. Im Rückwege gab der Besuch der Villa Potaccini noch ein Bild dieser reichen südlichen Landsitze zwischen Lorbeer, Myrthe, Limone, geschmückt mit wohlgewählten Werken des Pinsels und Meißels, aber der finstere Geist schlich mir auf den Fersen nach und war nicht abzuschütteln, da überall von dem trüben Ereigniß und dem, was sich unberechenbar daran knüpfte, die Rede war. Es dämmerte bereits, als ich in der Stadt nach der Höhe von S. Giusto stieg; die merkwürdige Basilika, mit einem Baptisterium und einer byzantinischen Kirche in Kuppelform zu Einem verbunden, vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert, mit Mosaiken des byzantinischen Styls geschmückt, stehend auf der Stätte eines Jupitertempels, von welchem Säulenstücke dem christlichen Bau einverleibt sind, ist der einzige Rest uralter Zeit, der fremd und seltsam auf die moderne, palästereiche, mit breiten Quadern gepflasterte Kaufmannsstadt mit dem lärmenden, Schiffe-wimmelnden Hafen herunterblickt. Allein schon ist es zu dunkel, um irgend etwas in der Kirche deutlich zu erkennen, und wir treten heraus, wir dürfen die Zeit nicht verlieren, denn uns winkt ganz

nahe ein Ruheplätzchen von besonderer Art, recht gemacht, zu vergessen, was abermals die dumpfe Gegenwart uns heute des Schweren und Bangen gebracht hat; das letzte Licht des Abends soll uns auf diesem Schritte leuchten. Es ist ein alter kleiner Kirchhof neben der Kathedrale, jetzt eigentlich der Ort für Aufbewahrung der Trümmerstücke des Jupitertempels, antiker Sarkophage und anderer Zeugen der alten Tergeste; da steht nun zwischen Cypressen eine Nische, in ihr ein Marmorsarkophag, dessen Inschrift und Relief uns sagt, daß Winkelmann hier schlummert. Drunten am Hafen in der Locanda grande zeigt man noch das Zimmer, wo der Arglose vom Mörder überfallen wurde und aus vielen Wunden blutend mit ihm am Boden sich wälzte; der Mörder entflieht und der Arme schleppt sich noch Hülfe suchend bis an die Treppe, die erschrockene Magd eilt zum Geistlichen, endlich kommt ein Arzt und bemerkt lange nicht die Schlinge aus dünner Schnur, die ihm der Mörder, ehe er zustieß, um den Hals geworfen und fest, so daß sie tief einschnitt, zugezogen hatte. Jetzt ruhet er still und friedlich da oben; ein traulicheres, ein heimlicheres Plätzchen konnte er nicht finden; um ihn die dunkeln Cypressen und Tempeltrümmer, da kann er von seinem Rom, von seiner Villa Albani träumen, wohin ja von Wien die Sehnsucht ihn auf der Reise zurückzog und in die Mörderhand führte, und hinaus von dem kleinen Cypressenhain schaut er auf's weite Meer und hört fernher sein heiliges Rauschen.

Hier in dieser Dämmerung gieng es an meinem Geiste vorbei, was dieser Winkelmann uns gewesen, wo wir wären, wenn er uns nicht aus Barbarei und Ungeschmack vor die reine Formenwelt und unschuldvolle, hohe Einfalt der Griechen

geführt, uns die Augen geöffnet hätte, sie zu schauen; wo selbst unsere classische Literatur, wo Lessing, wo Goethe, wo auch Schiller geblieben wäre, hätte er sie nicht gelehrt, durch die Antike die Dichter des Alterthums verstehen. Winkelmann ist das lebendige Band zwischen dem Norden und Süden, der modernen Kunst und Bildung und dem Alterthum; er, der Eine, ist die zweite Völkerwanderung, die geistige; die erste erobert mit der Faust die Welt der classischen Bildung und die wilden Eroberer verschwinden im romanischen Volksthum, er, die persongewordene tiefere Sehnsucht des Nordens nach dem Lande, wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht, fällt unter dem Stahle des Mörders, aber er ist uns Allen vorangereist, für uns gereist, hat uns Italien und seine Griechenschätze herübergetragen mit Geisterhand, zu uns verpflanzt, in der Heimath zu eigen und zur Pflege gegeben, ein stiller, milder, sanfter Genius, ein Eroberer ohne Schwert, ein blutarmer deutscher Schulmeister und gewaltiger als Alarich, Theodorich, Gothen und Vandalen.

Aber die Zeit mahnt, um Mitternacht fährt das Dampfschiff nach Venedig ab, es sind noch Besuche bei freundlichen alten und neuen Bekannten zu machen, vor der Abfahrt wird noch das Local des Schillervereins im Gebäude des Lloyd besucht, einer der erfreulichen Sammelpunkte der Deutschen im Ausland, die dem Schillerfest ihre Gründung verdanken; dann zu Schiff! Wie ich mit andern Passagieren auf dem Verdeck wandle, tritt ein Reisender, der eben erst eilig das Schiff betreten hat, unter uns mit der Nachricht, daß der Minister Bruck gestorben sei, er spricht von einem Blutsturz.

Sechs Tage vorher war er in Fülle der Lebenskraft, wohl sichtbar nachdenklich und ernst gestimmt, vor mir gestanden; eine Adresse, höher gehend, als ich sie gesucht, hatte mich zu ihm geführt. So war die Nachricht wohl geeignet, mir Gedanken zu machen über Menschenloos und Menschenleben, während ich in der Kajüte vergebens den Schlummer suchte, doch nahm ich für jetzt die Nachricht arglos, wie sie lautete.

Der grauende Morgen rief mich wieder auf's Verdeck, die Sonne gieng blutroth über dem Meer auf, endlich wurden von ferne die Thürme Venedigs sichtbar, zuerst der Campanile von S. Marcus, dann die Kuppel von S. Maria della Salute, wir steuern näher und näher und machen Halt vor der Riva dei Schiavoni, der Piazetta gegenüber. Ein Barke trägt mich in die Nähe des stillen, kleinen deutschen Gasthofs nahe am Canal und Marcusplatz, der „Stadt München," wo ich gar gemüthliche, freundliche Herberge fand. Zuerst eine kurze Ruhe nach der nächtlichen Fahrt, dann zum Frühstück in das Kaffeehaus ai Quadri auf dem Marcusplatz. Einundzwanzig Jahre sind es, daß ich zum erstenmal unter dem Bogen dort unter dem neuesten Flügel der Procurazien hervortrat und den Platz und die Marcuskirche gegenüber sah. Einer gründlichen Unwissenheit — ich hatte noch keine Abbildung dieses wunderbaren Raumes gesehen — dankte ich es, daß mich der Anblick wie ein wunderbarer Traum überkam, wie ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht: so hat schon Mancher gesagt und so wird noch Mancher sagen, wenn er mit weit aufgerissenen Augen auf dieser einzigen Stelle der Welt steht.

Die Deutschen, je mehr sie jetzt von der venetianischen Gesellschaft getrennt sind, halten um so mehr zusammen, man

redet und knüpft leichter an, macht schnell Bekanntschaft. Im Kaffeehaus, kaum eingetreten, wurde ich gefragt, ob ich von Wien komme? Was ich von Brucks Tod wisse? Der hat sich gewiß umgebracht! wurde laut gerufen. Ich erwähne es als ein Zeichen des Alles durchfressenden Verdachts, der in den Gemüthern umging, denn es war noch keinerlei bestimmte Kunde von der Todesart des Mannes angelangt. Wie diese Stimmung ansteckt, fühlte ich an mir selbst, denn kaum war es gesagt, so glaubte ich es auch und Abends wurde es bestätigt.

Wie öde ist der Marcusplatz! Wenn die Militärmusik (la banda) spielt, wie anders als sonst, wo die schönen Venetianerinnen mit den stolzen, vollen Nacken, Deutsche und Italiener und alle Nationen der Welt durcheinander wie in einem Ballsaal so dicht auf und ab spazierten, daß man sich auf die Fersen trat, wo auf den Hunderten von Stühlen bei Kaffee oder Sorbetto oder bei nichts eine plaudernde geputzte Welt unter und außer den Arkaden herumsaß, während die unzähligen Gaslampen den unvergleichlichen Raum in einen Feenpalast verwandelten! Die schöne Welt Venedigs hatte sich nach Beginn des Kriegs zuerst einen andern Corso ausersehen, auf der Giudecca; die östreichischen Officiere machten sich den Spaß, sich ebendahin zu begeben und mitzuschlendern; seitdem bleibt jene, soweit sie nicht mitausgewandert ist, zu Hause. So ist denn Venedig jetzt freilich um ein Gutes leerer, als sonst, aber so arg sieht es doch nicht aus, als man meint: das Volk ist munter, wie immer, hämmert, rudert, marktet, feilscht, plaudert, lacht, prellt und brüllt. Schreien, Schreien ist oberstes Hauptvergnügen des italienischen Volks. Wie man es auch von früheren Reisen her kennen mag, dieß furchtbare

Geschrei ist dem, der Italien betritt, immer neu, erschreckt für den Anfang und gibt dann herzlich zu lachen. Man meint durchaus alle Augenblicke, es brenne oder es gebe Mord und Todtschlag, — man hört hin: was ist es? Pfirsiche, Feigen, Orangen, Fische, Krabben, Würste, Zündhölzchen, Fleckenseife, irgend ein Basel von Waarenausschuß wird mit einem Gebrüll und furchtbaren Auslaut der gequetschten, unverständlichen Worte feilgeboten, als gälte es die Pforten der Hölle aufzureißen. Auch der Straßenverkäufer bleibt nicht gern bei der Abstraction der bloßen Nennung des Begriffs, er entwickelt Prädicate, die Prädicate zu Sätzen, die Sätze zu gefühlten Monologen, wie ich denn eines solchen Dramatikers in Neapel mich erinnere, der über die Bratwürste, die er auf der Straße gebraten, mit einem Ausdruck von Entzücken sich beugte, die Hände andachtvoll zusammendrückte und ausrief: ma che salgigie! quanto son belle, buone, delicate! u. s. w. Dieß Redenhalten und Schreien ist nun zunächst zwar wohl Mittel zum Zweck, wird aber mit so sichtbarem Behagen getrieben, daß es sich zur Höhe des reinen, uninteressirten ästhetischen Genusses erhebt. Ich habe unter den Arcaden des Marcusplatzes einst einen alten Mann gute drei Stunden lang, tief in die Nacht hinein umlatschen gesehen, der mit einem Geschrei, als brüllte Ajax die Schaaren zum Streit oder wollte das Haus der Atriden, Labdakiden untergehen, alte Operntexte feilbot, Maculatur, die er irgendwo erwischt haben mochte; ich zweifle, ob er nur einen Centesimo löste, aber ich zweifle nicht, daß er nach dieser Leistung wüthigen Brüllens zufrieden wie ein Schröder, wenn er den König Lear gespielt, und durch die zuträgliche Motion in

seiner Gesundheit sehr gefördert sich zu Bette legte. Ein deutscher Kutscher fragt halblaut: befehlen Sie keinen Wagen? oder: foa'ma, Gnoden? an den Gondelplätzen Venedigs erschreckt den Ungewohnten ein aufgeregtes, pathetisches, gestoßenes: gondola! gondola! Wer sich Neapel nähert, hört von Weitem schon den Lärm der Hauptstraße Toledo, so laut, so wild, daß er glaubt, es sei eine Revolution los. Einmal ging ich durch eines jener engsten Gäßchen Venedigs, wo zweie sich schwer ausweichen, ich hörte vom Ende desselben das ungeheure Gebrüll eines Verkäufers, gleich darauf kam der Schreikünstler mir entgegen mit einem Korbe voll Krabben, ich sah ihn, indem ich geduckt seinem Korb ausweichen mußte, lächelnd an mit einem Blick, der ihm sagte: nicht wahr, das Schreien ist halt ein Vergnügen, wir verstehen uns? er sah mich ebenso lächelnd, zunickend, mit innigem Ausdruck des Verstehens meines Verstehens an, ging weiter und am Ende des Gäßchens hörte ich ihn schon wieder brüllen, daß der Erebos in seinen Tiefen erdröhnte. Spielen sie nun erst Morra, dann hört Alles auf, man glaubt, der Teufel sei ganz und gar los, stürzt hinzu und findet ein paar Kerle, die ihre Finger auswerfen und errathen, wie viele jeder gestreckt hat.

Einem richtigen Deutschen, der zum erstenmal nach Italien kommt und dieß aufgeregte Wesen, dazu die schwarzen, blitzenden Augen, dunkeln Gesichter sieht, wird es im Anfang immer unheimlich zu Muth, er meint unter Räubern zu sein, dazu die ungemüthlich weitläuftigen Wohnungen, leer, der freundlich einengenden Fülle unseres Hausraths und Ausschmucks entbehrend, der Schmutz und die Prellerei auf Weg

und Steg: Alles zusammen wirkt, wie wenn man zum erstenmal im Jahr in ein kaltes Bad steigt; Mancher hat schon den Fuß zurückgezogen und ist umgekehrt. Ueberwindet man aber den ersten Schauder, so wird man bald heimisch in dem fremden Element und hat auf Schritt und Tritt reichlichen Spaß. Selbst die Prellerei verderbt schließlich den Humor nicht, denn die Preller haben dieses Fluidums selbst eine hinreichende Quantität, um mitzulachen, wenn man ihnen zeigt, daß man sie kennt und zu behandeln weiß. Es ist ein antikes Erbstück der Italiener; die List gilt für eine Tugend wie im Alterthum, wo Athene selbst den Odysseus lobt und Söhnchen nennt, wenn er sie grün und blau angelogen hat. Es ist eben keine rühmliche Eigenschaft, aber doch nicht so schlimm, wie wenn man gleich wenig Ehrlichkeit bei Völkern fände, die nicht ebenso bis über die Ohren noch im lieben Heidenthum stecken. Die Venetianer insbesondere sind mit all ihren bösen Kindereigenschaften im Grund ein gutes Völkchen, weit verschieden von den schneidigen, herberen Mailändern, harmlos, cordial, geschworene Plauderer und Lacher und doch stolz auf ihre alte, vornehme, Meere beherrschende, palastreiche, wunderbare Lagunenstadt, und doch im vollen Besitz jenes natürlich nobeln Anstands, der auch dem gemeinen Italiener das stylvolle Wesen gibt, das uns scheinlose Nordländer so seltsam anmuthet. Dieser Zug ist oft geschildert, mir fällt zu seinem Beleg noch eine venetianische Erinnerung von 1857 ein. In der Gallerie der Akademia fand ich damals täglich eine englische Familie; Mutter und Tochter hatten Staffeleien aufgestellt und copirten. Die Mutter war halblahm, unfähig zu gehen. Jeden Mittag um ein Uhr wurden sie von den

Ihrigen abgeholt, unten wartete die Gondel und der Gondolier kam mit herauf, um die Frau hinabzutragen. Gewöhnlich hatte er noch etwas zu warten und sah sich nun Bilder an, machte auch Bemerkungen darüber. Hemdärmelich, die sonnenverbrannte Brust ganz offen, die rothe Schiffermütze in der Hand stand er unter der vornehmen Welt, sein Benehmen war bescheiden ohne Schüchternheit, über die Bilder sprach er naiv ohne Beschränktheit, der Familie, der er wohl seit Wochen diente, zeigte er sich anhänglich wie ein Familienmitglied ohne Aufdringlichkeit und wenn es fortging, faßte er die Frau energisch ohne Plumpheit um den Leib und trug sie hinweg. Man begreift oft, warum unser Volk den Italienern als „razza inferiore“ erscheint. Doch sah ich vor Jahren einmal unter den Arkaden einen deutschen Fuhrmann sitzen, blaues Wamms, rothe Weste mit Silberknöpfen, Lederhosen und hohe, weiche Stiefel bis in die Mitte der mächtigen Schenkel; er schien zum erstenmal italienisches Wesen zu sehen, blickte ernst, ruhig, grob, trotzig auf die vorbeigehenden fremden Gestalten und schien zu denken: mit sechsen mindestens von euch schwarzen Spitzbuben nehm' ich's auf. Der breite, große Kerl hatte doch auch Styl; altdeutsch, reckenmäßig, nibelungisch.

Mag nun der Venetianer auch lärmen so gut wie jeder andere Sohn Hesperiens, Venedig ist doch für den, der vom Strudel und Drangsal einer modernen Großstadt kommt, ein Paradies der Stille, ein Zufluchtsort des Friedens, eine Stätte der innern Sammlung und das sollte es auch mir sein. Erwäge, denkender Mensch und Leser, der Nerven besitzt, vor Allem in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung die

Thatsache, daß es hier keine Pferde, folglich keine Droschken und Kutscher gibt, daß der Fiaker Venedigs der Barcarol und Gondolier ist, dessen Wagen gar still und weich und sanft durch die dunkeln Kanäle gleitet, bis an der Ecke sein Ruf „stà la“ den etwa begegnenden Bootsmann vor Anstoß warnt. Und auf den Gassen und Plätzen kannst du gehen, stehen, träumen, plaudern, ohne daß der rohe Knall der Peitsche, das unverschämte Gerassel der Räder, die stete Noth, Acht zu geben, daß du nicht überfahren werdest, dein Gespräch und Selbstgespräch wie mit rohen Fäusten auseinanderhaut. Die Menschen mögen drängen, stoßen, schieben, schreien, sie haben ja keine Hufe und Hufeisen, das ist ja Alles noch zum Aushalten. Doch entfernst du dich von den Hauptadern des Verkehrs, so bist du schnell in der ganzen Stille und Einsamkeit, kannst schauen und in Betrachtung dich verlieren und dir sagen: hier, in diesem Venedig ist jeder Schritt ein Bild. Gar nicht bloß die glänzenden Hauptstellen, Piazza, Piazetta, Riva dei Schiavoni, der große Kanal mit seinen Palästen, die Kirchen, nein, stell' dich auf's nächste beste Brückchen, blicke in einen obscuren, engen Kanal, sieh, wie die alterbraunen Häuser im dunkeln Wasser sich spiegeln, folge den Reflexen, belausche dieß tiefgefärbte Helldunkel und begreife, wie hier die großen Coloristen, die Poeten des Blicks, die feinen Empfinder des zuständlichen Lebens sich bilden mußten. Die sahen nun freilich ein anderes Leben, als jetzt das verkommene Venedig es zeigt; das äußere Bild aber, Wasser und Gebäude, ist durch den Verfall nur malerischer geworden; da wird fast kein Haus neu verputzt, kein Fenster, Gesims, Thüre, Staffel wiederhergestellt, an Scheuern denkt ohnedieß der Italiener

blutwenig; auf Allem liegt der wahrhaft malerische Dreck, Alles ist Vergangenheit, die Phantasie hat völligen Raum und überall Anreiz, zurückzuträumen, kein Anblick drängender Gegenwart weckt sie auf und entführt den Geist in's Gebiet der Zwecke, Alles bleibt Gegenstand, steht uns als Gemälde gegenüber. Das ist freilich eine grausame Abstraction der Aesthetik, die sich um das wirkliche Wohl der Völker nicht kümmert, aber Alles hat seine Zeit; sieht ein Land, eine Stadt so aus, daß sie uns zu einem Bilde der Vergangenheit wird, warum sollen wir nicht ein paar Stunden, Tage lang uns die Gegenwart und ihre Fragen fernhalten, um diese Poesie zu genießen? Ein andermal ist es Zeit, zu fragen, wie dem Staat, dem Handel, den Schulen aufzuhelfen wäre; nicht so ganz wollen wir dieß Interesse zurückstellen wie Goethe in Italien, doch auch Goethe war ja darum, weil er nur als Künstler und Dichter schaute, kein Nero, der Rom verbrannt hätte, um Feuer und nachher poetische Ruinen zu sehen.

Ich werde mich nun wohl hüten, den Leser bei den oft beschriebenen Herrlichkeiten Venedigs als Lohnbedienter herumzuführen. Nicht einmal in die Akademie nöthige ich ihn mich zu begleiten; hätte ich ihn einmal da, so ließe ich ihn so schnell nicht wieder los und er würde so müd, wie ich, wenn ich meine drei, vier Stunden da zuerst geschwelgt, dann studirt und endlich nur noch gearbeitet hatte; denn es so zu halten ist bloß dann thöricht, wenn man Zeit im Ueberfluß hat. Nur auf einigen meiner Gänge mag mit mir gehen, wer Lust hat, ohne alle Methode sich mir zu überlassen, wohin meine Laune ihn führt. Gerade vor den berühmtesten Werken werden wir denn für dießmal nicht verweilen. Jenes

Götterweib, das entzückt, von himmlischen Schauern bis in die zitternden Finger durchzuckt, von Engelschaaren, lieblichen, schönen Knaben, umjauchzt, vom sehnenden Nachruf der Apostel begleitet zum Herrn und seinem Lichtmeer emporschwebt, jene Assunta des Tizian, und alle die andern Perlen des Meisters, wer bewundert sie nicht? Allein es hat Jeder so seine besondern Neigungen, ist in dieß oder das persönlich verliebt. Das hat mir selbst jene heilige Barbara, das Wunderwerk Palma Vecchio's in S. Maria Formosa, nicht angethan; wohl ist sie reizend, das blonde und doch südlich braune, große, volle Weib mit den majestätischen Formen, mit den dunkeln, wie in seltsamen Träumen halbgeschlossenen Augen, reizend und abweisend, stolz, unnahbar und doch berauschend, aber eine geheime Herzensangelegenheit lenkte gleich meinen ersten Gang in ganz anderer Richtung. Das nächste Traghetto genommen, hinüber nach der Kirche ai Frari! Nicht das Denkmal Tizians, nicht Canova's, selbst nicht das wunderliebliche Bild Giovanni Bellini's in der Sakristei, wo der alte, ehrliche Meister schon offener, freier im Ausdruck wird und die Madonna nicht mehr als trutzigliches, fast schmollendes, kurznasiges Weib, sondern als himmlisch zarte, hochbeglückte Mutter behandelt, wo Glieder und alle Formen sich schon ausrunden, das Fleisch weich, blutwarm, organisch wird, die Farbe den tiefen Goldton annimmt, wo am Fuße des Throns die beiden musicirenden Engelknaben so rührend naiv, den einen Fuß auf die erste Stufe gestemmt, vorgebeugt, horchend sich einander zuneigen, um ja richtig im Takte zu bleiben, während das Christuskind freilich noch steif, drollig soldatisch auf dem Knie der Mutter steht, wo auf den Seitenflügeln

die Heiligen mit den ernsten bärtigen Köpfen so würdevoll gruppirt sind, — nicht das Alles war es, was meinen Schritt in die Hallen der altberühmten gothischen Kirche leitete; vielmehr eine alte Liebschaft war es. Freilich ist zu gestehen, daß das Verhältniß an einem erheblichen Mißstand leidet, nämlich ungemeiner Altersdifferenz: das Mädchen ist etwa dreizehn, höchstens vierzehn Jahre alt; dieß würde sich einigermaßen ausgleichen, wenn ich die 350 Jahre in Rechnung bringen könnte, die verflossen sind, seitdem Tizian das gute Kind hieher in diese Kirche gebracht hat, allein das geht wieder nicht, denn der Meister hat sich mit Zauberkräften in Verbindung gesetzt, die es bewirkt haben, daß diese reizende Jugend nimmer altert. Dieser mein Schatz, um es nicht länger zu verschweigen, ist ein kleines Töchterlein des Hauses Pesaro. Zwischen vier Männerköpfen blickt die liebe Kleine nach dem Zuschauer heraus auf dem Bilde, das für einen Sieg über die Türken hier von ihrer Familie gestiftet ist; sie verspricht keine der stolzen, vollen, glühenden Schönheiten Italiens zu werden, die etwas blasse, doch gesund in's Bräunliche gehende Farbe, der Schnitt des Gesichts, der hochgezogene Bogen der Brauen über den lichtvollen, dunkelbraunen Augen, der sinnige Ausdruck in der zarten Zusammenziehung der Lider an den äußern Winkeln, die feingeschnittenen, beredten Lippen zeigen einen andern Typus, der Italien ja auch nicht fremd ist: eine geistigere Natur, mit der ihr entsprechenden zarteren Nervencomplexion, künstlerisch, dichterisch, voll Talent; es ist, ich weiß nicht, welche Vornehmheit einer begabten Mädchenseele, was aus diesen Zügen spricht, und nun doch so herzlich gut, so naiv, so ganz gewiß in keiner Pension

gewesen, so zutraulich und zum Plaudern aufgelegt, so webend und athmend im einfachen Dasein, so nichts denkend und doch voll unendlicher Möglichkeit jeder edeln und schönen Menschenentwicklung, wie sie aus dem Bilde heraus dich anguckt: sie wird sogleich die Lippen öffnen, der feine Mund allerliebst schwatzen und sie wird nicht wissen, wie sinnreich, wie geistvoll, sie schwatzt. Was kann man nicht alles mit ihr reden und was habe ich nicht schon mit ihr geredet! Sie weiß aus Dante und Petrarca auswendig, auch sonst manches schöne Sonett, Terzine, Ritornell, aber sie wird gewißlich kein Blaustrumpf; wie sie zu Tizian in's Atelier kam, ihm zu sitzen, hat sie über seine Bilder so grundgescheidte Sachen gesagt, daß er sie an's Herz drückte und verküßte, dafür hat er sie im weißen seidenen Sonntagskleid auch so prächtig dahineingemalt, daß man sie sogleich findet, und die wackern, ehrenfesten Männerköpfe so um sie herum angeordnet, daß sie durch das Mark ihrer Züge die Zartheit und Liebenswürdigkeit der süßen Kleinen als ihre Folie heben; heute erzählt sie mir, wie vor vierundsechzig Jahren auch ein Forestiere dagewesen sei, sie oft besucht und gar freundlich mit ihr geplaudert habe, ein prächtiger Mann mit einer Stirne wie Jupiter und herrlichen schwarzen Augen, und wie sie zusammen gar gute Freunde geworden seien. Das muß der Zeit und Beschreibung nach Goethe gewesen sein. Und fast glaube ich, daß Tizian aus lauter Freude an dem lieben Kind sich im ganzen Bild so bemüht hat, etwas recht besonders Gutes zu malen, was ihm auch so trefflich gerathen ist, und daß er auch darum sich selbst mit seinem stolzen, schönen Kopf und langen Bart als stattlichen Fahnenträger mit hineingemalt hat, der einen

gefangenen Türken herbringt und ihn dem ehrwürdigen Petrus empfiehlt, daß er ihn bekehre; das Christkind selber will auf dem Schooße der Maria nicht gut thun, sondern zu der Donatorengruppe links heruntersteigen, gewiß um mit der Kleinen zu scherzen, zu kosen, dazwischen auch ernsthafte, hohe Dinge zu reden.

Da ich mir's heut einmal gut machen will, so sei der Mittag, nachdem wir im Cavaletto unser pranzo eingenommen, dann auf dem Marcusplatze bei einer Tasse Kaffee gemüthlich der Musik zugehört haben, abermals einem Lieblinge geweiht. Das ist nun freilich kein zartes Mädchen, sondern ein gestrenger, harter, eckiger Mann, in Eisen von Kopf zu Fuß gepanzert, hoch zu Roß, den Marschallsstab in der Hand. Es ist Colleoni, der venetianische Feldherr, der gar manche Schlacht gegen die Mailänder, dann mit diesen gegen die Franzosen, dann wieder im Dienste der Republik gegen die Türken geschlagen hat und 1475 gestorben ist. Da, auf dem Platze vor S. Giovanni und Paolo, hinter sich die Eingangsseite dieser berühmten gothischen Grabkirche der Dogen, zur Rechten die Façade der Scuola di S. Marco mit ihrer anmuthigen, phantasiereichen Frührenaissance, sitzt hoch zu Roß, von der wohlgegliederten Basis frei und kühn emporgehoben, der eherne Reitersmann; die Beine sind steif gestreckt und die Fußspitzen am Bügel abwärts gebogen, wie man auf allen alten Bildern die Ritter sitzen sieht, die ganze Gestalt herb, aber auch durchaus gewaltig, weil ebenso, wie das breite Pferd unaufhaltsam schreitet, an dem Manne Alles unerbittlich vorwärts drängt: wenn der zum Sturme commandirt, da muß es durch, das ist der rechte Marschall Vorwärts Venedigs. Hier sieht man,

was die noch harte, vom beginnenden Einfluß der Antike noch nicht erweichte, aber in strenger, sachlicher Individualisirung auch unbeirrte Sculptur eines Verocchio vermochte; und noch heute, wo wir die reine Formenwelt der Antike uns zu eigen gemacht haben, mag man an diesem Werke lernen, wie man in der historischen Monumentalstatue einen ganz andern Weg gehen kann, als jene, und doch auf gleicher Höhe der kraftvollen Wirkung anlangen. Den Fehler, daß das Pferd den Gang des Zelters hat, der bei einem Kriegsroß nicht wohl denkbar ist, übersieht man ganz, man verweilt nur bei der Mächtigkeit seiner Form und Gesammtbewegung. Wenn man den Kopf des Mannes genauer anschaut, namentlich wenn man ihn im Gypsabguß näher vor sich hat, den ich in einem Atelier fand, so erinnert er freilich ganz an einen markigen alten Römerkopf, und wie viel Verwandtes hat Venedig in der Zeit seiner Kraft mit Rom! Wer das recht fühlen will, der trete in der Kirche ein, diese „Westmünsterabtei Venedigs.“ Nicht bei den Gemälden, nicht bei dem herrlich düsteren Mordbilde Tizians — der Tod St. Peters des Märtyrers — verweilen wir heute, sondern aus den Grabmälern lesen wir die Geschichte Venedigs: da liegen unter den reichen Monumenten, deren mehr als eines aus Kriegsbeute erbaut ist, die alten Generale und kriegerischen Dogen, die Orsini, die Mocenigo, Morosini, Loredan, Vendramin, Corner, Venier, Giustiniani, Bragadin und wie sie alle heißen. Willst du wissen, wie sie für's Vaterland gekämpft und gelitten, so lies die Inschrift am Grabmal des Letzteren: nicht er selbst liegt da, nur seine Haut, denn die Türken haben ihn im cyprischen Kriege lebendig geschunden:

M. Antonii Bragadeni, dum pro fide et patria bello Cyprio Salaminae constanter fortiterque curam principem sustineret, longa obsidione victi a perfida hostis manu ipso vivo ac intrepide sufferente detracta

Pellis

anno Sal. CIƆIƆLXXI. XV. Kl. Sept. Antonii fratris opera et impensa Byzantio huc advecta atque hic a Marco Hermolao Antonioque filiis pientissimis ad summam Dei, patriae paternique nominis gloriam sempiternam posita anno Sal. CIƆIƆLXXXXVI. vixit annos XXXXVI. Auf einem Sockel steht die Büste des Märtyrers für's Vaterland; ein edler, schöner, langbärtiger Männerkopf. In diesen Räumen, unter dieser gothischen Wölbung, vor diesen Denkmalen muß man mit Andacht still verweilen, wenn man den Geist des alten Venedig recht in sein Inneres will einziehen lassen.

Es ist inzwischen Abend geworden und da muß man in einer italienischen Stadt spazieren gehen, heute nirgends anders hin, als auf die Riva, denn es ist Festa di S. Marco und es wimmelt da von Schiffern, italienischen, dalmatinischen, griechischen, von dichtem Volk Venedigs und seiner Inseln, von Verkäufern aller Art, Taschenspieler und zwei Pulcinellkästen sind in voller Thätigkeit, der eine mehr Tragödie, bürgerlich rührendes und ritterlich romantisches Drama, der andere Komödie, Aristophanes, große Prügelgeschichten zwischen Hanswurst und Teufel, schreckliche Begebenheit, wie einem die Nase ausgeschraubt und er mit derselben gröblich gestoßen und geschlagen wird, wunderliche Abenteuer mit dem Langkragigen, dem, so oft er eine Ohrfeige bekommen soll,

mit lautem Rasseln der Hals sich über die Theaterdecke hinaus verlängert, so daß der Schlag nicht trifft, obligater Chor von tanzenden und pfeifenden Mohren.

Darüber fällt uns ein, wie es denn mit dem eigentlichen Theater stehe. Italienisches natürlich keins, denn der geschworne Nichtbesuch der Venetianer hat es unmöglich gemacht. Vergebens werden wir heut im Theater Apollo eine so allerliebste tolle Posse suchen, wie ich sie vor anderthalb Jahren sah; ich muß sie doch zum Spaß erzählen. Der Vorhang geht auf, ein Tabuletkrämer erscheint auf der Bühne und bietet den Zuschauern Waaren an. Allein im Orchester, mitten zwischen den Musikern schreit ihm eine kreischende Stimme zu, es sei unschicklich, hier zu hausiren, er solle sich packen: sie kommt von einem griesgrämigen alten Kerl, einem Richter, wie es schien einer geläufigen komischen Pedantenfigur der venetianischen Bühne. Der Krämer erklärt jetzt, die Noth zwinge ihn, er sei ein jüngerer Bruder, von dem älteren so und so um Vermögen und Laufbahn gebracht, der überhaupt ein nichtsnutziger, sittenloser Mensch sei. Jetzt ruft aus einer Loge der Gallerie der Bruder nach der Bühne hinüber, zeiht ihn der Lüge; allein der Erstere rückt nun bestimmter heraus: man wisse unter Anderem wohl, daß er mit der und der Frau einmal durchgegangen sei. Chi parla mal di moglie mia? schreit es jetzt hart neben mir im Parterre, es ist der betreffende Ehemann. Während jetzt Krämer, Richter, Bruder, Ehmann im Kreuzfeuer sich zanken, streckt ein Bajazzo, dann ein zweiter, dritter, endlich ein ganzes Heer aus verschiednen Logen die Köpfe, rufen, was das für ein dummer Zank und Lärm sei, sie wollen lustig sein, es sei Carneval, trommeln

auf Tamburinen, lachen, lärmen und werden endlich eingeladen, als Zeugen auf die Bühne zu kommen, denn es soll ein ordentlicher Proceß eingeleitet werden. Die Bühne erweitert sich zu einem Saale, der alte Kauz kommt aus dem Orchester, setzt sich auf den Richterstuhl, der Krämer, Bruder, Ehmann treten Klage und Vertheidigung an, aber auf einmal wimmeln die Bajazzi herein, lauter verkleidete allerliebste Mädchen, und verwirren den Proceß mit Schabernack aller Art, Zupfen, Hutantreiben, Trommeln, Springen, Singen, Tanzen, bis endlich Alles in lauter Tollheit sich auflöst und die Männer, selbst der alte Griesgram in's Singen und Tanzen mit hinein gerissen worden, wo denn im tollen Strudel Alles endlich abwalzt. Eine Sängerin und sehr beliebte Schauspielerin — ihr Name ist mir entfallen — sang mit ihrer schönen Altstimme gar reizend die muthwilligen Liedchen und unendlichen Jubel erregte der Pedant, als er endlich auch mitsang und durch schauderhaft falsche Töne die Mitsänger zur Verzweiflung brachte, die, so oft ein solcher Mißton kam, mitten im Fortsingen eine Gebärde des Entsetzens machten. Nebenher war mir merkwürdig, daß die Polizei einige sehr gesalzene Anspielungen durchgehen ließ, wie z. B., da bei dem Einbruch der Hanswurste auf die Bühne der Richter fragt: perchè adesso i bajazzi son tanto prepotenti? und der Krämer antwortet: perchè i prepotenti son qualche volta bajazzi. Sonst war das Ganze lauter Schaum, ein Glas Champagner, schnell hinabgestürzt, reine Lust und Narrheit.

Heute nun ist im Theater Apollo nichts der Art, sondern deutsches Schauspiel und die Zuschauer sind nur Deutsche. Die Landsleute waren außerordentlich vergnügt, es einmal

in Venedig zu einem deutschen Theater gebracht zu haben; mancher Deutsche, der in Venedig geboren und aufgewachsen und niemals aus Italien weggereist war, genoß den ganzen Reiz des Neuen. Wahrhaft rührend war es mir, in diesem fernen, fremden Raume nun die Klänge der Muttersprache zu vernehmen, noch rührender, mich mit lauter Deutschen als Zuschauer zusammen zu wissen; man fühlt hier, wie der gemeinsame Gegensatz gegen das umgebende feindselig gestimmte Volk enger die Kinder einer Nation umschließt, man wird zur Familie; das Spiel war ganz löblich, allein ich kümmerte mich mehr um die Zuschauer und gab mich dem Gemüthlichen und Heimlichen dieses Zustandes hin. Auch ein Casino haben die Deutschen in Venedig gegründet; es ging vom Schillerfest aus und die Büste Schillers, von dem Bildhauer Da Ren, zwar wegen Mangels an guten Vorlagen nicht ganz getroffen, aber fein, edel, geistvoll aufgefaßt und behandelt, ziert ihre Räume. Was in dem jungen Manne für ein Talent ist, beweist aber noch mehr eine Statue von halber Lebensgröße, Thonmodell, einen armenischen Gelehrten von S. Lazaro, den Lehrer Lord Byrons darstellend, wie er voll Rührung und inniger Wehmuth das Bildniß des gestorbnen theuren Schülers betrachtet: ein tief und lebendig empfundenes, unmittelbar sich aussprechendes Werk. Sein Meister Ferrari, wohl bekannt durch seine Grazie, hat im Gebiete des weiblich Schönen doch die glatte Süßigkeit Canova's nicht ganz überwunden und noch weniger das unplastisch Grasse und Naturalistische in energischen und affectvollen Stoffen, wie sein Laokoon in der Galerie Tosi zu Brescia beweist: die Haare gesträubt, die Züge von wildem Schauer verzerrt, strebt er noch im vollen

Kampfe mit den Ungeheuern sich ihrer zu erwehren; die Knaben fehlen; ein höchst grelles Werk ohne jede Versöhnung. — Im Uebrigen hängt die moderne Sculptur Italiens noch einseitig im Akademismus und Classicismus; jüngere Kräfte, wie Da Ren, thun gewiß gut, wenn sie den naiven, innigen Geist des fünfzehnten Jahrhunderts wieder auf sich wirken lassen. Die Malerei liegt theils ebenfalls noch in jenen Banden, theils ahmt sie die großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts, theils aber auch die neueren Franzosen nach. Man muß ihr vor Allem wünschen, daß sie mehr, als sie es bis jetzt gethan, an die alten Venetianer sich halte, nicht etwa bloß, um ihnen ihr reizvolles Colorit abzusehen — daran läßt sie es nicht fehlen —, sondern um mit ihnen ohne Brille zu schauen, aus der ewig frischen Quelle des Lebens frei und frisch zu schöpfen. Der neueren Kunst Italiens geht noch immer der ächte Realismus ab; Naturalismus hat sie, neben conventionellem Idealismus, genug. Eine der rühmlichsten Ausnahmen darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Es ist der Maler Zona in Venedig, der meines Wissens keine Schule gehabt hat, als jene alten Meister seiner Vaterstadt und das Buch der Natur. Man sprach mit Bewunderung von einem Bilde, das in Mailand ausgestellt gewesen war und ein badendes Weib vorstellte, ich kenne dasselbe nicht; eine Photographie aber von einem anderen Gemälde, die in meiner Hand ist, hatte mich lebhaft gespannt, mehr von ihm zu sehen: ein Page, der eine Dogenmütze in der Hand hält; Zona las einen armen Knaben von der Straße auf, der ihm durch seine Schönheit in's Auge fiel, ließ ihn hübsch waschen und kämmen und malte ihn in jenem Kostüm: ein Gesicht,

das von Geist, Leben, Naturfrische athmet und sprüht. Dießmal kam ich in sein Atelier, er selbst war leider verreist. Ein zwar unvollendetes größeres Bild stellte Titian dar, dem auf einer Brücke der Riva dei Schiavoni der junge Paolo Veronese begegnet ist und eine Arbeit seiner Hand zeigt: er verheißt ihm, wie er sie betrachtet hat, seine große Zukunft; die Gruppe wird erweitert durch Titians Töchter, einen Knaben und den Dichter P. Aretino. Feine und lebendige Individualisirung, Geschmack in Anordnung und Formen, tiefes, warmes Colorit bewährten den ächten Nachkömmling der alten Venetianer und die Studienköpfe ringsumher ließen erkennen, daß die Bestimmtheit der Charaktergebung und diese Lebenswärme auch bei ihm auf der Grundlage der Porträtmalerei ruht. Und gewiß ist Zona, wenn ihn denn der Geist dieser großen Ahnen führt, auf dem rechten Wege, indem er das höhere, historische, namentlich culturhistorische Sittenbild als ruhiges Situationsbild anbaut; durch ihre ganze Lebensanschauung war die venetianische Schule auf dieses Gebiet gewiesen; sie war weltlich, realistisch und doch festlich und hoch gestimmt, nicht aber im Sinne energischer, erschütternder Handlung, sondern schöner, lebensvoller Existenz, episch, nicht dramatisch, allein das Zeitalter wagte noch nicht, das Weltleben ohne mythische Motivirung für sich als Kunstinhalt hinzustellen, daher jene Gewohnheit des Vorwandes: die Findung Mosis, das Wunder zu Kana u. dergl., wird angegeben, gemeint ist eine vornehme Venetianerin mit ihrem Staat, ein reiches Gastmahl mit Porträtfiguren und prächtiger Architektur; dieß ist, gestehen wir es uns, eine Schiefheit, früher war es naiv geschehen, damals war es nicht mehr naiv, die transcendenten

Motive sind schon Maschinerie, Rokoko und eben dahin gehört gewiß auch bereits die starke Verschwendung flatternder, umpurzelnder Engel. Ein Künstler unserer Zeit, auf den der specifisch venetianische Geist festlich schöner, farbengesättigter Existenz vererbt ist, hat durch die moderne Geltung einer rein weltlichen Malerei freies Feld und in der Geschichte Venedigs, Italiens eine Fülle noch unbenützter Motive; überdieß liegt ja darin, daß die reichen malerischen Culturformen und alle Poesie in den Zuständen, worin die Vorfahren unmittelbar lebten, für uns eine Vergangenheit geworden, mit dem Reiz der Vergangenheit umgeben sind, auch ein unendlicher Vortheil.

Wir sind ganz vom Theater abgekommen und ich wollte doch noch von den Marionetten erzählen, die ich billig nicht versäumen durfte; das sind nämlich nicht die Handpuppen, die auf der Riva spielen, sondern die bekannten mechanischen Figuren auf einer ordentlichen Bühne. Wer gern lacht, wird da nicht vergeblich hingehen, das Pathos ist wo möglich noch komischer, als der Scherz. Dieser concentrirt sich im Facanappa, einer localen komischen Volksfigur Venedigs. Es ist ein lustiger Kerl, der in mancherlei Masken auftritt, im Dialekt und zwar unendlich viel spricht, gutmüthig, schelmisch, voll Witz, kein Held, nicht allzu scrupulös, aber äußerst edelmüthig. Heut Abend tritt er als Gondolier auf, der ein Verbrechen entdeckt und eine verfolgte Frau rettet, die man, während ihr Mann im Krieg abwesend ist, um ihr Erbe betrügt. Er führt sie, da man sie aus ihrer Wohnung stößt, in seine arme Hütte, überläßt ihr sein Bett und muß nun auf seinem harten Strohsack schlafen, den er mit Füßen und Hintern unter dem Ausruf: o paglierose plume! vergebens

weich zu stampfen sucht. Das Kind der Frau ist verschwunden, dazu noch eines, das der hartherzigen Verfolgerin angehört. Facanappa entdeckt, daß man in einer Trattorie, die durch gute Küche berühmt ist, Kinder schlachtet und auch jene zwei geschlachtet hat; die gräßliche Wirthin stürzt sich nach der Entdeckung in einen Brunnen: eh (bekannter Nasenton), rovina l'aqua, sagt Facanappa, da er ihr tragisches Ende vernimmt. Dieß erregte großen Jubel, den Jeder begreift, der den Werth des Wassers in Venedig und den trockenen Humor erwägt, dem bei einer schauderhaften Begebenheit zuerst dieß und nur dieß einfällt. Unglaublich ist, was der Mensch schwatzen kann; nie in meinem Leben habe ich die Worte so millionenweis über einander rollen hören; so kann's nur ein Italiener, eine deutsche Zunge würde sich in solchem Wortschwall hundertmal verrennen. Zum Schlusse des Stücks erschienen die spiriti der gemordeten Kinder, rissen den Schlächter, den Koch jener Wirthin, zur Hölle, und verdammten die grausame Verwandte, die Tugend wurde belohnt und nach so viel Schauern und erhabenen moralischen Gefühlsanstrengungen folgte zur Erholung der Gemüther ein Ballet. Das kannte ich vom Calandrinotheater in Rom als die allertrefflichste Satyre auf unsern modernen Kunsttanz, die sich ersinnen läßt, wobei das Lustigste ist, daß das glückliche Völkchen der Zuschauer die Satyre nicht merkt, sondern einfach hochvergnügt die Herrlichkeit anschaut. Die Puppen machen nicht nur jede der beliebten Tanzbewegungen, Pirouette u. s. w., sondern es fehlt auch das ganze System der Koketterie, namentlich die unwiderstehliche Neigung des Kopfes nicht, wodurch die Ballettänzerin alle Herzen erobert; nun aber sieht man doch die Schnüre, an denen die

Figur hängt, und was das Hübscheste ist, man hört in den Gelenken immer das Holz klappern; darin liegt eben die ergötzliche Parodie, denn wer hat je im wirklichen Ballet, wo ja doch das mechanische Kunststück als das Höchste gilt, nicht jeden Augenblick gemeint, er müsse die Schnüre sehen und das Holz klappern hören, wenn das Gliederrecken, Renken, Schleudern und Verdrehen anging?

Damit nun aber der Leser nicht meine, es sei mir in Venedig aller Ernst abhanden gekommen, soll er wenigstens einen der stillen Gänge zu strengerer Betrachtung mitmachen. Wir gehen weit hinaus in die Nähe der Fundamenta delle Zattere und besuchen die Kirche S. Sebastian, deren Wände von den berühmten Werken Paolo Veronese's glühen und wo der große Meister auch begraben liegt. Es ist etwas eigenthümlich Zweiseitiges in dem Mann: er hat das venetianische Ideal zur höchsten Fülle, freiesten und reichsten Weite des blühenden Lebens entwickelt und er hat es auch an den Rand des Verfalls gebracht. Der Schnörkel, die Allegorie, die Frivolität, die sich um kein Gewicht des Inhalts kümmert, setzt bereits an, unschöner Naturalismus bricht durch und stört die Würde der Aufgabe; aber auf einmal schwingt sich sein Geist auf und führt uns mit furchtbarem Ernste zum Höchsten. Dieser gepanzerte Sebastian auf dem herrlichsten der Bilder, womit er die Kirche geschmückt hat, ist ein Held, dem heiliger Todesmuth jeden Nerv zu Stahl macht; ringsumher flehen Mutter, Vater, Brüder, Schwestern mit ihren Kindern, Alles arbeitet an diesem Felsenmann, ihn zu erweichen, er aber weist mit unabänderlich erhabenem Entschluß zum Himmel und bestärkt so die Leidensgenossen Marcus und Marcellinus

zu dem gleichen Muth auf ihrem letzten Gange. Ein moderner Maler hätte den zum Tode begeisterten Mann wohl steil aufgerichtet und wäre darüber leicht theatralisch geworden; die Venetianer halten überhaupt ihre Figuren gern geneigt, offenbar der Farbenharmonie zu Liebe, damit keine schroff steigenden Linien sie kreuzen und stören; aber Paolo bedarf auch keines Effects in der Stellung, da der Ausdruck und alle Bewegungen so mächtig die hohe Stimmung aussprechen. Diese Stimmung hat jedoch nicht gleichmäßig das ganze Bild durchdrungen; der greise Vater, die Leidensgenossen sind vom tiefsten, ergreifendsten Ausdruck, die Mutter ist leidenschaftlich aufgeregt, aber unedel, unbegreiflich gemein behandelt, die Schwestern sind zu gleichgültig, nur der Frauenkopf nicht, der zwischen Sebastian und einem der Brüder, von Manchem unbemerkt und doch eine Welt von Schönheit für sich allein schon, hervorschaut. Nun aber, wenn schon in jener Gestalt der Mutter ein störender Naturalismus durchbricht, so hatte Paolo gar noch den unglücklichen Einfall, unter dem erstaunten Heidenvolk, das an den Säulen des Palastes, von dessen Treppen die Märtyrer den Gang zum Richtplatz antreten, umher sich hält und zuschaut, einen Affen anzubringen, der mit der Feßquaste eines Mohren spielt. Den Krüppel mit dem Hunde, der zur Linken lagert, obligate italienische Straßenstaffage, möchten wir uns immerhin noch gefallen lassen, jenes aber ist zu viel; man muß suchen, es zu vergessen. Wir werden jedoch den Künstler nicht minder erhaben und ernst auf einem andern Haltpunkt unserer Reise wiederfinden.

Von Venedig nehmen wir jetzt Abschied; mein Wort, daß ich nicht den Fremdenführer machen wolle, halte ich

treulich. Einen Landsmann aus Schwaben, der mich etwa auf diesen Gängen im Geiste begleitet, will ich auf dem Rückwege von S. Sebastian nur noch bitten, auf dem kleinen Kanalbrückchen bei Palast Corner sich umzudrehen: mit inniger Rührung seines Schwabenherzens wird er hier zwei Schilde nebeneinander bemerken, einen mit der Aufschrift: Consulat royal de Wurtemberg, den andern: Consulat général Ottoman; Württemberg und die Türkei haben wirklich Einen Consul; es erklärt sich daraus der entscheidende Einfluß unseres lieben Schwabenlandes auf die orientalische Frage.

Nicht von jeder Stadt und jedem Lande, auch wenn man gern dagewesen ist und viel Schönes gesehen hat, nimmt man mit Empfindung Abschied; von Venedig aber ist mir die Trennung immer gemüthlich schwer geworden, denn es gehört zu jenen Stellen der Erde, wo das Herz anwächst; das macht nicht nur seine stille Erhabenheit voll ernster Geister, die von vergangenen Tagen erzählen, sondern auch die Läßlichkeit des Lebens bei dem muntern, gern plaudernden Völkchen und das unvergleichliche dolce far niente auf dem wunderbaren Marcusplatz. Wer das kennt, möchte jeden Sommerabend nach des Tages Arbeit dahin fliegen können; er träumt davon, er wird Erinnerung und Sehnsucht nicht los. Noch einmal denn am letzten Abend spät am Dogenpalast hin über die Piazetta; der Mond wirft das Bild des Maaßwerks der Gallerien traumhaft hinein an die Wand, dämmernd liegt er über den breiten Lagunen, neben uns steigen seltsam die beiden Säulen mit dem Löwen des heil. Marcus und dem heil. Theodor nebst seinem Drachen („cocodrillo“); zurück über die Piazza, noch einen letzten Blick auf die Marcus-

kirche und für dießmal — wer weiß, ob nicht für immer — lebwohl!

Am andern Morgen auf der Barke durch den großen Kanal, dann durch stillere Seitenkanäle zum Bahnhof und bald saust der Zug über die lange Brücke dem Lande zu. Der Himmel hat sich nach langem Regen aufgehellt, die Luft erwärmt; ich habe dem Leser nur die guten Stunden in Venedig, nichts von der Kälte und Nässe erzählt; nur um nachträglich eine Vorstellung zu geben, diene ihm zur Nachricht, daß in einem liebenswürdigen Familienkreis, in den ich eintrat, die Damen über Winterbeulen klagten. Wir schauen nun aus unserem Wagenfenster umher. Jedes kleine Inselstück, das aus der Lagune ragt, starrt von neuen Vertheidigungswerken, hier liest das Auge überall: Krieg, und neben mir sitzt ein Offizier des Regiments Sachsen, das sich im blutigen Feldzuge des letzten Sommers vorzüglich bei Solferino ausgezeichnet hat; es stand auf dem rechten Flügel unter Benedek, der gegen die Piemontesen bekanntlich siegreich vordrang. Er erzählt mir, wie die Truppen mit unendlichem Jubel den General empfingen, als er früh morgens bei ihnen eintraf. Was war die lange Rede, die er zur Antwort hielt? Livius hat keine so schöne Feldherrnrede componirt: „Ich dank' euch, Kinder, aber schreit's net so!“ Und als im blutigen Kampf seine Regimenter Höhe um Höhe mit dem Bajonet nahmen, rief er in der Freude seines Herzens: „Kinder, ihr seid's ja zum Küssen.“ Und das Blut floß vergeblich, und der brave General mußte mit Thränen im Auge umkehren!

Man kann sich denken, daß ein Deutscher, der jetzt Venedig besucht, nicht ganz nur vergessen und ruhen kann,

nicht ganz die lastende Frage über diesen Rest italienischen Besitzes in der Hand Oestreichs sich fern halten wird, und hätte ich es auch versucht: jene drohenden Zeichen, auf die der Blick längs der Bahn in den Lagunen fiel, hätten mich mit Gewalt daran gemahnt. Der Leser lasse sich aber nicht bange werden, als wolle ich mit Kennermiene profonde Erörterungen über das Festungsviereck u. s. w. ihm aufdrängen; die Frage beantwortet sich nach meiner Ueberzeugung auf die einfachste Weise von der Welt, die wahrlich keine Fachgelehrsamkeit voraussetzt. Könnte Oestreich auch je geneigt sein, Venetien, etwa kaufweis, abzulassen, um nach dieser Seite sich Ruhe zu schaffen: in der gegenwärtigen Weltlage wird kein vernünftiger Mensch es ihm rathen wollen, am wenigsten ein Deutscher. Wir dürfen, wie wir uns immer das Verhältniß in ferner Zukunft vorstellen mögen, jetzt nichts gutheißen, was Italiens Macht an Deutschlands Grenzen vermehrt, denn in der tiefen Abhängigkeit von Frankreich, in die es sich begeben hat, ist es genöthigt, mittelbar oder unmittelbar diesem beizustehen, wenn es sich auf Deutschland wirft; was Sardinien stärkt, das stärkt für die nächste Zukunft einen Verbündeten Frankreichs und hiemit einen Feind Deutschlands. Vor dieser Rücksicht haben alle Sympathien in der gegenwärtigen Weltlage bei uns zu schweigen; doch davon mehr in Mailand!

Mein nächstes Ziel war Verona. Zur Seite bleibt Padua dießmal unbesucht, nur in der Phantasie können wir das anmuthige Kirchlein Madonna dell' Arena betreten mit dem blauen Gewölbe, das von goldenen Sternen flimmert, und mit den Wänden, auf denen der ehrliche alte Giotto mit

seinem scharfen, klaren Blick, seiner naiven Belauschung und seiner festen Hand die Geschichte der heil. Jungfrau und des Erlösers gemalt hat, umrahmt von Bildern der Tugenden und Laster, umrankt von Arabesken, ein ganzes reiches Bild des Menschenlebens; nur im Geiste können wir des Meisters Jacopo d'Avanzi Fresken in der Kapelle S. Felice von S. Antonio und in der Kapelle S. Giorgio grüßen, wahrlich eines Leonardo da Vinci seiner Zeit an Milde, Schönheitssinn, Charakteristik; dann besuchen wir im Geiste gleich daneben die Scuola del Santo, um die Wandbilder des Tizian und Contarini zu bewundern mit ihren herrlichen Gestalten und Köpfen und zu erkennen, was der Geist der Schönheit selbst aus abgeschmackten Legenden machen kann; endlich dürfen wir den herben und doch schon dem hohen Style nahen Mantegna mit seiner bis zur Täuschung überzeugenden Modellirung und Perspective, seinem klaren, festen Raumgefühl nicht vergessen, wie er in der Kirche zu den Eremiten sich verewigt hat. Auch Vicenza müssen wir liegen lassen mit seinen Palladiobauten, denn erst in Verona soll gerastet werden; will man das Schlachtfeld von Solferino besuchen, so ist es billig, vorher in dieser bis an die Zähne in Festungswerke gepanzerten Stadt zu verweilen, um über Manches Auskunft zu suchen, was die Zeitungsberichte undeutlich ließen und was die Geschichte des letzten Krieges von Rüstow nicht genau berichten kann, weil man ihn verkehrt genug von östreichischer Seite nicht mit Material unterstützt hat. Die Stadt an sich, so voll geschichtlichen Charakters ihre Gesichtszüge sind, hätte mich nicht angezogen, nachdem ich ihre Merkwürdigkeiten mehr als einmal gesehen habe. Ist etwas von der Wildheit der

reißenden Etsch auf ihre Bewohner übergegangen? Haben die Gladiatorenspiele dort in der Arena, haben die Zeiten Attila's, Theodorichs, die Longobardenkämpfe, hat der finstere Ezzelino, haben die heißen Zwiste der Welfen und Ghibellinen, wie uns Shakespeare in Romeo und Julie davon ein so wahr geschautes Bild entrollt, oder was sonst hat den Bewohnern dieser Stadt die unerfreuliche Rauhheit zurückgelassen, die in so vollem Gegensatze gegen die Venetianer in den selten schönen Gesichtern, im stoßenden Ton der Rede, im ganzen Gebahren, in der heillosen Thierquälerei auf Weg und Steg sich aufdrängt? Grausamkeit gegen das Thier ist freilich ein leidiger Zug im gesammten italienischen Charakter. Pferd, Maulthier und Esel werden als eine Maschine behandelt, der man mit Schlägen so viel Leistung abnöthigt, als möglich ist, bis sie zusammenbricht. Wenn ich auf der sicilianischen Reise mein Maulthier bestieg, bäumte es sich jedesmal; ich untersuchte es im Stall, da es abgesattelt war, und fand den ganzen Rücken aufgeritten, lauter rohes Fleisch; wenn der Sattel aufgelegt war, klebte er auf der eiternden, großen, tiefen Wunde an, bestieg man dann das Thier, so riß das auf und man kann sich denken, mit welchem Schmerz; als ich dem Maulthiertreiber Vorwürfe machte und Pflege der Wunde gebot, lachte er mich aus und sagte, das sei bei keinem Reit- und Lastthier anders, sprach sogar etwas von herzweichen Deutschen, was nur mit einem harten Faustschlag erwiedert werden konnte. Ich habe in Neapel kraftlose Pferde gesehen, die einspännig an einem Corricolo zogen, auf und an das sich bis achtzehn Menschen gepfropft und gehängt hatten; die ganze Brust, über die der Zugriemen läuft, war Eine offene Wunde und das

Blut floß dicht auf die staubige, in Sonnenhitze glühende Straße, unbarmherzige Hiebe trieben das Thier vorwärts, bis es zusammenfiel. Die Eselstreiber halten sich gern eine offene Stelle im Felle des Thieres, um es da empfindlicher stechen und antreiben zu können. In Verona nun ist die Grausamkeit besonders augenfällig; auf Schritt und Tritt begegnet man überladenen Zugthieren; betrachte sie näher und du siehst, daß ein solches armes Vieh nie gewaschen, gebadet wird, die Insekten haben sich auf seiner Haut so eingefressen, daß sich Beulen gebildet haben, in denen sie nun ihre Stätte zum Wühlen, Nagen, Stechen aufschlagen. Es wird in Verona mehr als sonst in Italien geritten, meist auf abgeschundenen Mähren, aber galoppirt muß sein, die letzte Kraft des Thiers wird mit Peitsche und Stecken aufgeboten, gefahren wird stets im scharfen Trab, nur immer Hetzen, Hetzen! Nicht besser geht es in Italien der kleineren Thierwelt. Die Gassenbuben in Rom machen sich einen Capitalspaß daraus, einem Hunde zuerst ein Bein lahm zu werfen, dann ihn zu steinigen, nageln Katzen an den Füßen auf ein Brett und werfen sie in's Wasser. In Mailand hielt man früher auf dem Vogelmarkt am Dome zu den Nachtigallen den glühenden Draht bereit, um sie, wenn eine gekauft wurde, gleich zu blenden, weil man meint, sie singen dann schöner. Ich habe mit gebildeten Leuten darüber gesprochen und bin mit Blicken angestarrt worden, die mir zu sagen schienen: sind Sie denn aber auch ganz abgeschmackt? Ueberall werden die schönsten Singvögel zur Lust und freilich auch zum Essen weggefangen; wie man dadurch die Unmasse lästiger und schädlicher Insekten pflegt und mehrt, bedenkt Niemand; die Möven, nicht eßbar, werden

zur Kurzweil geschossen, Kinder läßt man mit Vögeln spielen, denen ein Fuß an einem Faden befestigt ist, so daß sie wegflatternd stets zurückgerissen werden können, und den armen Käfern macht man es ohnedieß nicht besser. Allerdings haben die Italiener auch Humor für die Thiere, für solche nämlich, mit denen sich spielen läßt; wie allerliebst und gemüthlich sagt Bocaccio bei der Rückkehr eines Hausherrn von einer Reise: e venne il suo cagnolino e gli fece festa! Allein dieser Zug ist von keinerlei Consequenz und macht, ehe man sich umsieht, der Grausamkeit Platz. Wenn ich an diesen schwarzen Schatten im italienischen Charakter denke, vergeht mir alle Freude an so manchem Schönen und Liebenswürdigen, das ich nie an ihm verkannt habe. Die Nation hebt sich jetzt aus langer Gesunkenheit, ich glaube es gern, ich will trotz jenem und Anderem, was man ihr längst vorwirft, nicht an ihr irre werden, aber daß sie sich wirklich aufgerichtet hat, davon werde ich mich früher nicht überzeugen, als bis eine große Dampfprügelmaschine erfunden und im Gang sein wird, unter welche die sämmtlichen Thierquäler der Reihe nach gelegt, abgedroschen und so bis zu dem Grade durchgeweicht werden, daß die Menschlichkeit in ihnen gepflanzt werden kann. Das Thier mißhandeln ist thierisch. Die Natur ist erbarmungslos, das edlere, stärkere Thier quält das schwächere und spielt mit seinen Qualen, der Adler mit dem zappelnden Hasen, die Katze mit der Maus u. s. w. Man muß erst aus dem Thiere heraus sein, man muß sich ihm gegenüber wissen, um sich in es hinüberzuversetzen; Mitgefühl mit den Leiden des Thiers ruht auf dem Denken, das den innern Zustand eines fremden Wesens sich vergegenwärtigt. Völker

und Einzelne, die es dahin nicht gebracht haben, stehen noch im Animalischen, sind nur edlere Thiere. Alle romanischen Völker zeichnen sich vor dem deutschen in dem Gebiete derjenigen Formen und Geisteskräfte aus, die nach dem Animalischen hin liegen; sie sind racemäßiger an Gestalt und Bewegung, gewandter, lernen Schick, Griff, Takt schneller, sind feuriger, entschlossener; hier aber ist eine, nur eine der dunkeln Kehrseiten dieser Vorzüge. Auch der Franzose hat kein Gemüth für das Thier, der Reiter z. B. liebt sein Pferd nicht. Wo das rein und wahrhaft Menschliche beginnt, da beginnt der Vorzug des Deutschen. Man kann freilich fragen, warum Oestreich in der Lombardei nicht mehr gethan hat, das wahrhaft Menschliche zu pflegen und unter Anderem denn dieser wilden, hündischen, auf offener Straße nackt umgehenden Rohheit der Thierquälerei zu steuern durch Schule, Geistlichkeit und Polizei. Ich will diesen Vorwurf nicht durch den andern vermehren oder erklären, daß man in Wiens eigenen Straßen einem empörenden Abhetzen geschundener armer Pferde begegnet, denn dieß ist eine Sache für sich, ein Uebelstand aller großen Städte, dem schwerer entgegenzuwirken ist, kein Ausdruck eines verbreiteten nationalen Charakterzugs.

Doch genug von der Creatur. Wir kommen Sonntag Mittags in Verona an und da eben Tagtheater in der Arena ist, gehen wir über die Piazza del Brà nach diesem Raume, dem finstern, gewaltigen Zeugen alter Römerzeit. Man gab ein Drama Colombo: — das Schicksal des Columbus — und ich betrachtete mir, auf den Stufen des Amphitheaters stehend, mehr die Zuschauer, als das Stück. Neben mir stand ein Oberfeuerwerker mit mehreren Ehrenzeichen auf der

Brust; ich sprach ihn an und fragte ihn, ob wohl der Offizier der Artillerie noch lebe, der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung so lebendig beschrieben habe, wie er sich bei Montebello im dichten Feuer mit seiner Batterie bis zum letzten Augenblicke des Möglichen hielt. Er antwortete, das sei seine Batterie, deren ganze Mannschaft für jene That die Medaille erhalten habe, der Officier heiße Prokosch und sei am Leben. Ich war nun schon seit Wochen in öfterem Verkehr mit Personen des Heers, die den letzten Feldzug mitgemacht haben, aber jenes eigenthümliche Gefühl, das uns ergreift, wenn uns körperlich nahe tritt, was wir bis dahin nur wie ein Bild aus der Ferne kannten, knüpft sich gern an das ganz Einzelne, Zufällige, Ueberraschende, und so wurde mir jetzt erst recht gegenwärtig, daß ich mitten unter den Menschen war, die jenes Furchtbare selbst mitgelebt, womit sich so lange meine Phantasie beschäftigt hatte. Und wie mitgelebt! Mit welcher Hingebung, welcher Tapferkeit! Die Geschichte dieses letzten Krieges wimmelt von ritterlichen Thaten des östreichischen Heers. Wenn man das an Ort und Stelle so erzählen hört, was uns die Zeitungen nur kärglich berichteten, so lacht man über den Wahn von Unwiderstehlichkeit des französischen Soldaten, über diesen Lärm von den unnachahmlichen Bajonetangriffen der Zuaven u. dgl.; o nein, man lacht nicht, man möchte weinen über das nutzlose, verkannte Opfer herrlicher Kräfte. Recht tollkühn im übersprudelnden Lebensmuth haben diese Männer die Gefahr noch aufgesucht; da reißt ein Husar, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen ist, einen französischen Jäger von dem seinigen, besteigt es und kämpft fort, bis er fällt, dort durchschwimmt ein Offizier die Sesia bei hohem Wasserstande,

verjagt eine feindliche Patrouille und nimmt einen Mann gefangen, den er herüberbringt, dort schleicht sich ein Jäger mitten unter die feindlichen Plänkler, kommt mit Dreien in's Handgemenge, tödtet einen, verwundet den zweiten, verjagt den dritten und schlägt sich, umrungen, mit dem Bajonette durch, dort vertheidigt sich ein anderer gegen fünf Reiter und erbeutet noch ein Pferd, stürzt sich ein Uhlane mitten in einen Klumpen Feinde, verliert sein Pferd, springt auf ein anderes, hier schlägt ein Officier an der Front seiner Mannschaft einen feindlichen Commandanten mit dem Säbel nieder, in der letzten blutigen Schlacht hauen sich kleine Husarenabtheilungen tief in die unendlich überlegene Masse des Feindes ein, die sich bereits siegreich Cavriana zuwälzt, — kein Ende fände man, wenn man diese einzelnen Heldenthaten erzählen wollte, aber größer noch als alle ist das Standhalten im stets erneuten Unglück, im Hunger und Durst gegen einen Feind, der überall im Vortheil der besseren Oberführung und Pflege ist. Dabei kennt man das schlichte Wesen dieses Heeres; wenn ich fragte, warum so wenig geschehen sei, den Braven die Genugthuung zu geben, daß ihre Thaten auch reichlich der Welt bekannt wurden, so war die Antwort: schauens, wir mögen das nicht, wir mögen nicht so viel Aufhebens machen; doch war es rührend, zu sehen, wie diesen unglücklichen Standhaften die Augen leuchteten, wenn ich ihnen erzählte, wie man bei uns recht wohl wisse, was sie geleistet und welches ganz andere Schicksal sie verdient hätten, denn im Allgemeinen zwar ist man sich dieser Anerkennung wohl bewußt, aber das lebendige Wort des Fremden, der von draußen herkommt, ist doch etwas anderes.

Die östreichische Armee hat wahrhaft glänzend die deutsche Waffenehre gewahrt. Man lasse den französischen Soldaten hungern und dürsten, immer aufs Neue geschlagen sein und gebe umgekehrt dem östreichischen seine Pflege und Führung, so ist keinen Augenblick zu zweifeln, wo der Sieg gewesen wäre. Ja trotz der verkehrten Oberführung — wie war es denn bei Magenta? „Hätte man uns nur fortraufen lassen, wir hättens verzwungen.“ Ein Wahnbild ist durch den gespenstischen Widerspruch zwischen Verdienst und Erfolg, diesen dämonischen Doppelsinn der Thatsache über Europa verbreitet, ein gemaltes Medusenhaupt der Unbesiegbarkeit ist den französischen Waffen vorgesteckt, aber freilich diese Larve ist so gut als eine Wirklichkeit, denn ein Phantasiebild des Schreckens, eine fixe Idee des Unwiderstehlichen, die dem Feinde voranschreitet, droht zu lähmen, wie der Degen des Mephistopheles den Arm des braven Valentin.

Ich habe des andern Tages mit Jemand, der den genauesten Bescheid wußte, einen Ausflug nach S. Lucia gemacht, ich habe den Kirchhof gesehen, den in jener Reihe ruhmwürdiger Kämpfe des Jahres 1848, am 6. Mai, das zehnte Jägerbataillon so heldenmüthig vertheidigte; überall sind noch die improvisirten Schießscharten in der Mauer, durch welche das untere Glied schoß, an der hinteren Seite die Oeffnung, durch welche ein Rückzug versucht werden mußte, da Umringung durch weit überlegenen Feind bevorstand, hier sanken sie in Schaaren hin und der Kirchhof, den sie so tapfer vertheidigt, ist nun auch ihr Grab; ein einfacher Grabstein, mit Jägerwaffen als Ornament, trägt die Inschrift: „Seinen am 6. Mai 1848 bei der Vertheidigung des Kirchhofs von

S. Lucia gefallenen Waffenbrüdern des zehnten Jägerbataillons deren Hauptmann Ludwig Brand.“ Die Piemontesen genoßen ihren Sieg nicht; denn wie sie am Abkochen waren, überfiel sie Clam und jagte sie in die Flucht. In der Ferne sieht man Somma-Campagna, Custozza, alle berühmten Punkte jener Schlachtentage, und nennt still den Namen Radetzky.

Diese Erinnerungen wird sich selbst der nicht trüben wollen, der den Verlust der Lombardei als ein Glück für Deutschland ansieht. Ich meines Theils habe hierüber mein Urtheil nicht abgeschlossen, aber ich würde mich vor mir selber schämen, wenn mein Herz nicht bei deutschen Soldaten wäre, die gegen äußern Feind fechten, welches Ziel es immer gelten mag. Der Kern der östreichischen Armee aber ist und bleibt deutsch.

In der ernsten Dämmerung der alten Kirchen Verona's, in der Kathedrale, in S. Anastasia, am liebsten und längsten in den ehrwürdigen Räumen von S. Zeno vergaß ich in stillen Stunden die Spannung der Gegenwart; ich werde auch hier den Leser nicht mit Studien der Kunstgeschichte, mit Untersuchungen über den sogenannten lombardischen Architekturstyl, über italienische Gothik, über Fresken der Schule Giotto's und noch ältere byzantinische, die man darunter entdeckt hat, über die weitere Geschichte der Malerei in Verona beschweren; wer tiefer eindringen will, als der gewöhnliche Reisende, kennt seine Literatur, wo er das Nöthige findet, und mag vor Allem Burkhards gediegenen „Cicerone“ zur Hand nehmen. Die Denkmale der Scaliger, die so seltsam, traumhaft in der engen Umgitterung an S. Maria antica aufsteigen, der malerische Marktplatz mit seinen altersbraunen Häusern, die

Römerreste der Porta de' Borsari, die merkwürdige Backstein-decoration der Paläste der venetianischen Zeit, das Castell vecchio mit der kühnen Etschbrücke, jenseits welcher jetzt das schöne neue Arsenal aufsteigt, das Alles sei nur rasch genannt, um dem, der schon in diesen Straßen gewandelt, ihr Bild mit dem eigenthümlichen, charaktervollen historischen Gepräge aufzufrischen; nur auf Einem Gang möge mich der Leser begleiten: über Ponte pietra an's linke Ufer der Etsch; der Fluß, die vielen Kirchen, die Kuppeln geben der malerischen Stadt etwas, was an Rom erinnert; wir sind drüben und wenden uns links, nicht ohne rechts auf die Höhen zu blicken, wo einst, auf der Stelle des jetzigen Castell S. Pietro, Theodorichs Königsburg gestanden, und am unteren Abhang nach den Terrassen des Gartens Giusti mit seinen hohen Cypressen, deren manche ein Alter von vier bis fünfhundert Jahre zählen; unser Ziel ist S. Giorgio Maggiore, die wohlgegliederte Kuppelkirche, und in ihr das Hochaltarblatt von Paolo Veronese. Da ist der Meister, in dessen Hand fast jeder Stoff, damit ja die Farbe ungestört wirke, zum bloßen Sitten- und Situationsbilde wird, einmal wieder schwungvoll und erhaben wie in seinem S. Sebastian zu Venedig. Dieser h. Georg, zum Märtyrertod bereit, von einem Henker gehalten, knieend, mit ausgebreiteten Armen zum Himmel schauend, ist wieder eine Gestalt voll hohen Ernstes und im furchtbaren Entschluß voll wunderbarer Freude, die in heiligem Schauer ihn durchdringt. Und welch ein schöner Mann! Einer der herrlichen bärtigen Männerköpfe, an denen die venetianischen Bilder so reich sind, mit denen schon Giov. Bellini, im Uebrigen die Kindlichkeit und Heiterkeit selbst, in S. Salvator und

S. Giov. Chrysostomo zu Venedig so kraftvoll und würdig vorausging. Auch der heidnische Priester, der den heil. Georg auf die Bildsäule des Apollo hinweist, bezeugt diesen besondern Sinn für edle männliche Köpfe. Ein Anführer der Krieger vollendet nebst untergeordneten Figuren die wohlgeordnete Composition; bewußt, daß er auf diesem Bilde sich selbst zu verewigen berechtigt sei, hat der Meister ihm seine eigenen Züge geliehen. Was diesem schönen Ganzen seine Vollendung gibt, jene wunderbar leuchtende und doch gedämpfte, zu reiner Wechselwirkung zusammengestimmte Farbe, entzieht sich dem schildernden Worte, wie die Wirkungen der Musik. Freilich ist auch dieß Werk nicht frei von einer Zuthat, die uns erinnert, wie nah jene Zeit schon dem Barockstyle stand: Maria, die drei christlichen Tugenden, schwebende Engel, der obligate himmlische Hofstaat, bevölkern den obern Raum des Hochbildes und theilen es in zwei Stücke, deren eines auf das andere drückt; das ist einmal nicht anders, darf doch auch auf dem düstern, tragischen Wald- und Mordbilde Tizians in S. Giov. und Paolo zu Venedig der hinsinkende heil. Petrus der Märtyrer nicht einfach zum Himmel, sondern muß nach ein paar Engelkindern aufschauen, die wie Waldspechte zwischen den Baumwipfeln herflattern. Es ist nicht mehr die Naivetät der alten Meister, nicht mehr der platonische Geist Raphaels, der diesen Olymp fordert, sondern die kirchliche und malerische Etikette und die sprudelnde Sinnlichkeit. S. Giorgio maggiore enthält aber noch andere Perlen; man weiß im Ausland wenig, wie rund, voll und weich und wieder wie männlich charaktervoll der anfangs harte Veronese Girolamo dai Libri in den Werken seiner

reifen Zeit ist und wie ganz ähnlich Caroto, ebenfalls aus Verona, von trockener Strenge in stylvolle Formen aufstrebt: wer diese Kirche betritt, übersehe ja nicht die Bilder beider Meister, erfreue sich auch hier namentlich der herrlichen Männerköpfe und erkenne, wie ungemein reich dieß Italien an edlen künstlerischen Kräften war, da es außer der erlesenen Schaar der berühmten Hauptmeister noch eine solche verborgene Welt von Schönheit in den ungekannteren aufzuweisen hat.

Wir verlassen jetzt Verona, nicht ohne eine gewisse unheimliche Empfindung, denn heute noch treten wir in Feindesland. Warum ich es so nenne, wird sich zeigen. Wir durchfliegen das Schlachtengebiet von 1848, halten kurz in Peschiera an, werfen einen Blick auf die trotzige Feste des Gardasee's, die sich in jenem Jahr so tapfer gehalten hat bis zum letzten unvermeidlichen Augenblick und steigen aus in Desenzano, um von hier aus morgen das Schlachtfeld von Solferino zu besuchen. Wir sind nun auf piemontesischem Boden. Die Visitation fällt wider Erwarten gnädig aus; kurz vorher hatte man einen östreichischen Kurier am Leibe visitiren wollen und es war, da er sich widersetzte, zu einem gewaltsamen Auftritt gekommen. Der Bahnhof liegt herrlich; ich trete hinaus und frei liegt nun der Gardasee vor mir, nach meinem Gefühl die Perle der drei berühmten oberitalienischen Seen. Kann es ein feineres, frischeres Grünblau geben, als das seiner Wellen? Und verbinden die andern Seen so schön das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden? Unten, wo der See sich in der Fläche ausbreitet, die Landzunge Sermione mit den Trümmern der Villa Catulls, der hier wohl seine weichen Lieder singen mochte, höher dort am

linken Ufer von unserem Standort die Rocca della Manerba in so reinen plastischen Linien vorspringend, daß sie mich an den reizenden Fall der Umrisse des schönsten aller Berge, des Monte Pelegrino bei Palermo erinnerte; weiter hinauf die lieblichen Inseln Biagio und Lecchi, an den Ufern überall die Süßigkeit des Südens in den Limonengärten, Oel- und Feigenbäumen und Reben, die freundlichen Villen und Dörfer dazwischen; dann, wo der See sich verengt, beginnt die wilde Steinwelt, ohne doch die Früchte Hesperiens, die sich an den Fuß der Felsgebirge schmiegen, verdrängen zu können; aber nicht nur durch diese Verbindung paaren sich hier die vollen Gegensätze, sondern das kahle Gebirge selbst fügt sich mit seinen harten Massen jener unbekannten, räthselhaften, Formen bauenden Künstlerhand, die im Süden Europas gewaltet hat und die wir auch in Ungarn wiedergefunden haben. Auch in den kahlen Höhezügen des Monte Baldo oben am See ist sie über die Rücken, die Ecken, die Rinnen und Gräte des Gesteins gegleitet und hat ihrem Umriß jenen unnennbaren rhythmischen Schwung der Linie gegeben. Und ein eigenthümlicher, wunderbarer Reiz gesellt sich für den deutschen Gast hinzu: in diesen Gebirgen spielt ein Theil der Dietrichsage; hier tummelt sich der Gothenkönig mit seinem Waffenmeister Hildebrand in der Jagd auf Ur und Wisand, hier (ausdrücklich bei „Garden“) findet er den Zaubergarten des Zwergs Laurin, überwältigt ihn mit Hülfe seiner Mannen, schont ihn aber um Dietliebs willen, dessen Schwester Simild er entführt hat, steigt mit ihm in sein unterirdisches Wunderland, folgt ihm dann auf der Oberwelt in seine Wohnung, einen Felsensaal, der von einem Karfunkel mit glühendem Roth beleuchtet ist,

befreit in wildem Kampfe mit Zwergen und Riesen, die der falsche Elfenkönig herbeigerufen, das entführte Mädchen und nimmt den Besiegten als seinen gezwungenen Gaukler mit nach Steyermark. Einen ergreifenden heimischen Klang bringen diese Erinnerungen aus dunkler Sagenzeit in das fremde, südliche Bild. Von einzelnen malerischen Punkten muß ich die Lage von Tremosine nennen, das am westlichen Ufer so seltsam traumhaft von steiler Höhe niederschaut und von dem ein Pfad, der für Gemsen, nicht für Menschen gangbar scheint, verwegen zur Station herabführt, am östlichen Ufer Malcesine, aus Goethes Briefen bekannt, der dort verhaftet wurde, weil er die venetianischen Festungswerke zeichnete, und mit Behagen erzählt, wie seine Beredsamkeit ihn befreite. Endlich schließt das Städtchen Riva am nördlichen Ende das reiche Bild ab, doch in's Land hinein darüber hinweg schweift der Blick zwischen dem steilen Fels, auf dem das Schloß Arco liegt und den Bergmassen gegenüber in die fruchtbaren Oel- und Obstpflanzungen, auf denen die Sonne des Südens brütet.

Das sind Erinnerungen von früheren Fahrten; noch weiß ich deutlich, wie einst vor zwanzig Jahren, als ich hier zum erstenmal Italien betrat, dem ungewöhnten Sinn die Reize dieser Natur verschlossen blieben: das Auge suchte noch das lustige Grün, die saftigen Wiesen, die kleineren, spielenderen Formen der Heimath; Italien war mir noch eine stolze, abweisende Schöne; Alles so fremd, so vornehm und, wie ich in der Blödheit des Neulings hinzufügte, so kalt. Hier in Desenzano, nahe dem Gasthof, wo wir jetzt einkehren, stand ich damals nach der Landung auf dem Platz, das Gepäck lag

vor mir, ich suchte eine Gelegenheit nach Verona und konnte nicht italienisch; aus meiner Rathlosigkeit retteten mich endlich zwei Studenten von Padua, mit denen lateinisch verkehrt wurde, aber was für ein Latein! Drei Jahre später war ich wieder da und nahm nun Herberge in Albergo Meier; da saß ich Abends mit dem Wirth, einem Tiroler, und einem dicken geistlichen Herrn beim Glase; draußen glühte der See in den warmen Lichtern der Abendsonne; der Prete kam auf die Reformation zu reden: Luther, ja der habe es sich und Andern freilich leicht gemacht („à allargata la strada"), da heiße es nicht entsagen und das Fleisch kreuzigen, wie bei ihnen u. s. w.; dabei führte er mit gründlichem Behagen den dunkelrothen Wein zu Munde und schmatzte, den Wohlgeschmack verlängernd, mit der Zunge; Stirn und Wangen und Nase glänzten vom Fette der Brianza, denn dort in den segensreichen Geländen nahe dem Comersee war seine Pfarre. Wie manches Vergnügen genießt in solchen Gesprächen, wer in Italien den Humor nicht verliert für die Fülle, für das reine Glück der naivsten Unwissenheit, die man da entdeckt! Es wird wohl tüchtig gegen die Ketzer losgezogen, aber die Ausfälle sind nicht giftig, wie da, wo die katholische Kirche auf Einem Boden mit der protestantischen kämpft; selten ist mir verbissener Fanatismus begegnet. — Jetzt ist der alte Meier todt, der Gasthof heißt Albergo reale, aber wiederum sollte es mir gut werden, denn ich gerieth Abends in die Familienstube statt in's Gastzimmer und saß nun freundlich eingeladen mit dem Wirth, seiner hübschen, heiteren und gebildeten Frau und zwei Hausfreunden zusammen; bei süßem Wein von Asti wurden die Abendstunden ganz munter verplaudert; die

Politik war nicht ganz abzuhalten, man merkte, daß man einen Deutschen vor sich habe, der die Dinge von seinem Standpunkt ansah, da man aber wohl erkannte, daß er den Italienern, abgesehen von der jetzigen Verwicklung, herzlich wohlwolle, so blieb die Stimmung ungestört; man lenkte ab und wir verstiegen uns am Ende zu keiner geringeren Höhe, als zu „Aristotile“ und Platone, bis der Schlaf sein Recht forderte, und man sich felice notte sagte. Mein Schlafzimmer ging nach dem See, sein mächtiges Brausen sang mir das Schlummerlied, ich schlief ein unter Gedanken an Virgil, dessen Vers auf das meerartige Rauschen des alten Benacus: fluctibus et fremitu assurgens, Benace, marino mir der wackre Bädecker in Erinnerung gebracht hatte.

Als ich Morgens aus dem Fenster sah, fiel der Regen in Strömen; ich ließ dennoch einspannen zu großer Verwunderung des Wirths, Kellners und des Kaffeesieders, der das Ungeheure dieser That sich nicht anders zu erklären wußte, als daß er mich für einen Offizier hielt; nach der Rückkehr Abends begrüßte er mich als solchen und machte auf meine Ablehnung des Titels ein pfiffiges Gesicht, das mir andeutete, daß er begreife. Der Regen hatte nicht nachgelassen, als ich nach etwa zwei Stunden über Madonna della Scoperta, wo bereits Gräber und Kreuze am Weg mir sagten, daß ich mich auf dem Boden befand, wo der rechte Flügel der Oestreicher gegen die Piemontesen focht, im Dorf Solferino anlangte. Ich gedachte Jener, die hier in der sengenden Gluth der Sonne, im tödtlichen Hunger und Durst blutig gerungen haben, und schämte mich meines Verdrusses über die kleine Beschwerde, die mir der Regen auflegte. Das Dorf Solferino

zieht sich, fast nur aus Einer Straße bestehend, in der Richtung von Nord nach Süd an einer Höhe hin, die steil an seiner westlichen Seite aufsteigt. Der Hauptpunkt dieser Höhe ist ein Felshügel, daher Rocca genannt, auf dessen Spitze der alte Thurm steht, der wegen der weiten Aussicht, die er gewährt, Spia d'Italia heißt. Ich erstieg nun die Rocca und hatte die Punkte vor mir, um die sich der heiße Kampf gedreht hat, in welchem die Oestreicher vier Hauptangriffe zurückschlugen, bis sie erlagen. Wir blicken nach dem Westen, von welchem das feindliche Heer anrückte. Vor uns liegt nun der Rücken einer Höhe, die zu beiden Seiten durch einen fortlaufenden Rand begrenzt ist, der nur an einigen Stellen nach außen steil abfällt. In der Mitte ist sie muldenförmig vertieft und hier steht eine Häusergruppe, die zwar zur Gemeinde Solferino gehört, aber vom Dorfe, das hinter uns in der Tiefe liegt, wohl zu unterscheiden ist; sie heißt Pozzo Catena (Kettenbrunnen, — die Häuser um den Ziehbrunnen); ihre Verwechslung mit dem Dorfe hat viel Unklarheit in die Schlachtberichte gebracht. Nach vornen läuft die ganze Höhe unbestimmt aus, ein hügelichtes Erdreich führt zu den nächsten westlichen Höhen. Ganz nahe unter uns auf der Höhe liegt rechts ein altes Castell, weiter vorwärts auf der rechten Kante der Kirchhof, cimetero. Auf der linken Kante steht in geringer Entfernung eine Reihe von Cypressen. Wir beschränken uns nun auf das Bild des Kampfes, der sich um die Hauptpunkte dieser Höhe gedreht hat; das Dorf Solferino hinter uns in der Tiefe muß dabei im Verlauf allerdings auch zur Sprache kommen. Die Oestreicher hatten ursprünglich die ganze Höhe besetzt; zwei Angriffe machen die Franzosen zuerst auf

der Straße, die südwestlich in mäßiger Steigung nach Pozzo Catena heraufführt; sie wurden in furchtbarem Kampf abgeschlagen, aber während dessen lichtete die Artillerie des Feindes, die auf den nächsten westlichen, schon früher genommenen Höhen aufgefahren war, so ihre Reihen, daß sie sich auf das Castell und den Kirchhof beschränken mußten. Eine Bedrohung von Nordost, wo Ladmirault auf dem linken französischen Flügel von S. Martino her (nicht zu verwechseln mit dem Orte gleichen Namens, den wir auf dem Rückwege besuchen) mit Artillerie vorrückte, erwähne ich nur nebenher; das östreichische Feuer vom Castell und vom Kirchhof wies ihn ab; der entscheidende Angriff kam von anderer Seite. Das Dorf Solferino hinter uns und die steilen Höhen, die zu unserem Standort von da heraufsteigen, waren natürlich wohl besetzt und vertheidigt und die, welche um Pozzo Catena stritten, glaubten sich von dieser Seite (ihnen östlich gelegen) völlig gesichert. Inzwischen wird das Schicksal der Kämpfer, die hier oben fochten, auf einem andern Punkt entschieden. Wir müssen uns nach dem Dorf Cassiano versetzen, das in südlicher Richtung etwa eine halbe Stunde entfernt liegt. Hier kann die ermattete Kraft der Oestreicher dem entscheidenden Hauptangriff nicht widerstehen; hiedurch werden die Stellungen auf den Höhen zwischen Cassiano und Solferino überflügelt, der Feind dringt in Solferino ein, es wird genommen und nun geht es von Solferino aus gegen die Höhe der Rocca. Hier, an dem östlichen Abhang unserer Anhöhe wird noch verzweifelter Widerstand geleistet, aber endlich, nachdem zwei Stürme abgeschlagen sind, ersteigen Gardevoltigeure, Jäger, Zuaven die Rocca, auch die Spia, und dieß entscheidet. Von

hier trifft jeder Schuß in die dichten Massen, die im Castell zusammengedrängt sind; das Gewirre und die Plötzlichkeit des Ueberfalls macht einen Sturm von hier auf diesen Gipfelpunkt unmöglich und nun ist die ganze Anhöhe, Castell, Kirchhof nicht mehr zu halten. Ein Theil schlägt sich mitten durch die Feinde nach den östlichen Abhängen durch, ein Theil springt über die Mauern des Castells auf der nördlichen Seite hinab und Mancher blieb betäubt durch den Sprung liegen, ein wirrer Knäuel entsteht, worin viele Gefangene gemacht werden, der größere Theil aber gelangt auf weiter rückwärts gelegene Hügel und setzt dort mit frischem Muthe den Kampf fort. Die südliche Kante, wo die Cypressen stehen, wurde von den Franzosen erst später erstiegen.

Soviel zur Beleuchtung des Kampfes um die Höhe von Solferino. Weit entfernt, den Kenner spielen zu wollen, glaubte ich hievon doch ein Bild geben zu müssen, weil man nach den Zeitungsberichten gewöhnlich die falsche Vorstellung hat, jener Angriff auf die Rocca, der hier den Ausschlag gab, sei gegen die östreichische Front gerichtet gewesen; er traf, wie ich gezeigt habe, vielmehr die Rückseite der Aufstellung auf der Höhe, diese war durch ihn umgangen, und wohl zu unterscheiden davon sind die früheren, abgeschlagenen Angriffe gegen die wirkliche Front auf der vom Westen her nach Pozzo Catena führenden Straße und das Artilleriefeuer von den nächsten westlichen Höhen, das so furchtbar unter den Truppen im Kirchhof wüthete. Sieben Stunden haben die Wackeren ihre Stellung gehalten und angegriffen wurden sie, wie man sieht von vier Seiten: denn zu dem Sturm vom Westen und dem vom Osten (Rocca) kommt jenes eben genannte Artillerie-

feuer und das andere von nordöstlicher Seite. — Hätte ich keine besseren Quellen gehabt, mein Führer freilich war nicht der Mann, mir von diesen Hergängen ein Bild zu geben; sein Dialekt war kaum zu verstehen, namentlich begriff ich lange nicht, was er immer von Fischen (pesci) sprach, bis ich merkte, daß er pezzi (Stücke d. h. Kanonen) meinte, und zu guter Letzt erfuhr ich, daß er während der Schlacht im Keller versteckt gewesen. Ich umging nun die Kanten dieser Anhöhe. Nahe dem Kirchhof, der so verzweifelt vertheidigt wurde, stand ein hohes, mit verwelkten Blumen umwundenes Kreuz, auf dessen Spitze eine französische Dienstmütze aufgehängt war, denn hier thürmten sich in wilden Knäueln die französischen Leichen. Grab ist an Grab, nicht für Einzelne nämlich, sondern Gruben für Hunderte, damals noch leicht an dem darüber geworfnen Kalk zu erkennen. Die Mauer des Kirchhofs rings durchlöchert von den französischen Geschossen, halbzerrissen hing noch das Gitterthor schief in den Angeln herunter, überall auch drüben bei den Cypressen lag es noch voll von Patronenhülsen. Im Kirchhof sind einzelnen Gefallenen Kreuze errichtet und italienische Inschriften fordern zum Gebet für ihre Seelen auf; darunter das Grab einer armen Frau, die zufällig erschossen wurde. Schritt für Schritt heller und furchtbarer entwickelte sich für das innere Auge an diesen Spuren das entsetzliche Bild. Ein Augenzeuge, der in der Schlacht sich auf der Höhe von Cavriana befand, hatte mir in Verona den Moment geschildert, wo das Gewitter aufstieg. Die dunkeln Wolkenmassen breiteten sich zu einer rabenschwarzen Wand aus, die den ganzen Horizont einnahm; auf diesem Hintergrunde zeichneten sich die unzähligen Hohlgeschosse

im Flug als weißliche Streifen ab; ein fahles, schwefelfarbiges Licht aber, das durch das Gewölke noch zu schleichen vermochte, das Feuer der Geschosse und die Blitze des Himmels beleuchteten das allgemeine weitverbreitete Würgen und Morden und setzten es als fürchterlich deutliches Gemälde gegen den schwarzen Himmel ab; das Geschrei der Wuth, der Ruf der Führer, der Donner der Geschütze, das Stöhnen und Jammern der Sterbenden überbrüllte das Heulen des Sturms und Rollen des Donners. Aber eine andere Erinnerung desselben Augenzeugen muß ich hier erzählen, die zu dem Entsetzlichen tiefergreifend das Rührende bringt. Es hat wohl Mancher, wie man eben so seine sonderbaren Einfälle hat, schon gedacht, was wohl die Vögel für Schrecken befallen mag in der Stunde einer Schlacht; von solchen Einfällen läßt man natürlich nichts verlauten; nun aber wurde mir ohne mein Fragen eine Beobachtung eigenthümlich ergreifender Art mitgetheilt. In der Lomellina, in der Lombardei nisten unzählige Nachtigallen; während der Schlachten von Montebello, Magenta, Solferino hörte man sie, je wilder der Kampf tobte, um so heller, lauter, inniger schlagen.

Immer noch strömte der Regen fort, während ich im Dorfe Solferino mich erfrischte und mir von Bauersleuten einige Reliquien der Schlacht erhandelte; Flintenkugeln, Hohlgeschosse der französischen gezogenen Kanonen, Bajonette, Säbel, Schwerter, Aufputz von Kopfbedeckungen, Dienstbüchlein französischer Soldaten wurden in Menge feilgeboten. Nach Mittag endlich ließ der Regen nach, ich eilte noch einmal auf die Rocca, jetzt war die Aussicht offen und nun erst konnte ich das ganze große Schlachtfeld übersehen. Solferino liegt in dem großen

Hügelterrain, dessen Grenzlinie vom Gardasee, von Desenzano, Lonato in einem Bogen herunter und hinüber nach Volta und dem Mincio läuft, es fällt etwa in die Mitte dieser Linie, nahe der Ebene, die jenseits derselben weithin sich ausdehnt. Ein großer, wesentlicher Theil der Schlacht verlief sich nicht hier im Hügellande, sondern in dieser Ebene, die nun offen uns vor Augen liegt. Ich habe nur einen Act im Drama und nicht, wie man gewöhnlich meint, den entscheidenden erzählt. Wir stehen im Centrum der Oestreicher; in gerader südlicher Linie von unsrer Linken drüben in der Ebene war um Guidizzolo der linke Flügel concentrirt, rechts, südlich im Hügellande gegen den Gardasee, drang der rechte Flügel vor. Ueber die linke Schulter östlich zeigt sich die Höhe von Cavriana, durch eine hügelige Tiefe von etwa halbstündiger Ausdehnung von der Höhe Solferino's getrennt, der zweite Hauptpunkt des östreichischen Centrums. Nicht unmittelbar hat das Gelingen des letzten Sturmes auf die Höhe von Solferino entschieden, der hier zurückgedrängte Theil des Centrums konnte sich auf rückwärts liegenden Höhen wieder sammeln, was er denn auch bereits versuchte; aber zwischen diesen und Cavriana schwankte eine unzuverlässige Brigade, meist aus Rumänen bestehend, dieß machte dem Feinde möglich, sich hier in die Mitte des Centrums als Keil einzutreiben, und, was wichtiger ist, Wimpffen, der den linken Flügel commandirte, erklärte wiederholt, sich nicht länger halten zu können: diese zwei Momente, und schließlich der zweite, entschieden den Rückzug der Armee, deren rechter Flügel unter Benedek mitten im siegreichen Vordingen gegen die Piemontesen nun auch innehalten und umkehren mußte. Nicht auf

den Höhen, nicht bei San Cassiano, nicht bei Solferino, sondern bei Guidizzolo ist die Katastrophe zu suchen. Der unbegreifliche Abmarsch von sechs östreichischen Reiterregimentern [1] gleich zu Anfang der Schlacht, der hier den linken Flügel schwächte, ist bekannt. Alle weitere Tapferkeit auf diesem Punkte war vergeblich. Hier ein Sieg hätte die Feinde in Flanke und Rücken gefaßt, so daß sie die auf den Höhen so schwer errungenen Vortheile wieder aufgeben und einen Rückzug hätten antreten müssen, der mit ihrer Aufreibung geendigt hätte.

Zurück fuhr ich auf einem Umweg über S. Martino, die Stelle, wo der Kampf auf dem rechten Flügel am blutigsten war. Die Kirche von San Martino liegt auf einer Anhöhe von Cypressen umgeben. Einmal gelang es der Brigade Cuneo unter Mollard, den Oestreichern diese Höhe abzuringen, sie werden wieder herabgeworfen, dann wird der erneute Angriff der Division Cucchiari abgeschlagen und erst zuletzt gelingt es den Piemontesen, gegen eine Armee, die nur noch den befohlenen Rückzug unter dem Schutz ihrer Kanonen in Ordnung vollziehen will, bis zu einem Theil des Abhanges dieser Höhe vorzudringen. Rings umher, hier und auf den nächsten Hügeln verkünden die großen kalkbedeckten Leichengruben den blutigen Ernst des Kampfes; die Cypressenstämme tragen rings die gewaltsamen Furchen der Kartätschenkugeln, doch sind die Bäume trotzdem auffallend gut erhalten; ebenso jene Cypressenreihe auf der Höhe von Solferino. Der stille, dunkle Baum, der Schmuck der Gräber, stand schon bereit,

[1] Nach neuern Angaben sollen es nur zehn Schwadronen gewesen sein: immer noch ein höchst empfindlicher Abgang.

da noch glühend von Lebenskraft die Männer hier kämpften, sie durften nur fallen und sie lagen in seinem Schatten. Sei ihnen die Erde leicht!

Wie im wachen Traum setzte ich den Rückweg fort; der Aufruhr der Phantasie, der Sturm der Empfindung ob den wilden, blutigen Bildern, die aus einem noch so frischen Schlachtfeld aufsteigen und wie die Geister in jener Hunnen- und Römerschlacht den grausen Kampf erneuern, hatte im Anblick dieser stillen Kirche mit den Cypressen sich beruhigt: nun ist es doch vorbei, so flüsterte es mir aus diesen Baumschatten zu, nun dürfen sie doch schlummern, das Stöhnen, das Röcheln ist vorüber, sanfte Winde wehen kühl um das Todtenbett, das auch der Sarg war. Auch die neu erwachte Empörung, daß wir Andern sie da kämpfen ließen und den Bruderarm nicht für sie hoben, schlummerte nun ein in der stilleren Wehmuth, mit der wir auf eine abgeschlossene Vergangenheit zurückblicken, an der all unser Klagen und Sorgen und Zürnern nichts verändert.

Bald rief das unaufhaltsame Leben mich wieder in die Gegenwart; schon in Pozzolengo, durch das der Weg führte, sah ich die Straßen von Bersaglieri wimmeln, die unter dem Busch von Hahnenfedern trotzig nach dem Fremden aufschauten, in dem sie den Deutschen leicht erkennen mochten; in Desenzano wieder angekommen, ging ich nach kurzer Rast zur Eisenbahn und fuhr Mailand zu. Soldaten in den Wägen, Soldaten an den Bahnhöfen: wohin du blickst, das Bild des nahen neuen Kriegs. Von Lonato bis Rezzato war ich jedoch allein mit einem piemontesischen Offizier in meiner Wagenabtheilung. Der Mann gewann mich schnell durch den natürlichen edeln Anstand, womit er sich — nach deutschen

Begriffen sehr überflüssig — bei mir mit seiner Müdigkeit entschuldigte, daß er sich nachlässig auf seinem Sitz ausstreckte. Meine Freundlichkeit machte ihn zutraulich und er sagte mir nun, er sei eigentlich Parmese, er habe der Herzogin treu gedient, so lang immer möglich, dann sei er der Nothwendigkeit gewichen, aber diese Frau habe ihm Wohlthaten erwiesen, deren er immer mit Rührung gedenken werde. Er sprach das mit einem weichen Tone des Herzens, der mich ergriff; ich sagte ihm, daß ich seinen Schritt nicht mißkenne, aber um so mehr sein Gefühl ehre; eben hielt der Zug, im Aussteigen sprach er noch die abgebrochenen Worte: Sie wissen, empfangene Wohlthaten — damit verschwand er aus meinen Augen. Jetzt in sardinischem Dienste, hätte er wohl so etwas mit einem Andern, als einem Fremden, nicht sprechen dürfen; es mochte verschwiegen ihm schon lang auf dem Herzen liegen. Ich erzähle den kleinen Zwischenfall, versteht sich, ohne jede politische Beziehung. Das kurze Gespräch mit einem Mann, dessen Namen ich nicht weiß und den ich nie wieder sehen werde, wird mir, ein Zug des rein Menschlichen, wie es durch die unerbittlichen Gegensätze des Lebens bricht, immer im Gedächtniß leben.

Rechts muß nun Brescia gelassen werden, so gern ich auch nur wenigstens die herrliche Victoria rein griechischen Styls im alten Herkulestempel des Vespasian wiedersehen möchte; das nahe Ende des Urlaubs gebietet Eile. Gar wohl sind mir die finstern Blicke der trotzigen Brescianer in Erinnerung von meinem Besuche 1857, stumm las man noch den Namen Haynau auf allen Lippen. Die letzten Tage der Reise waren für Mailand bestimmt, wo ich Abends anlangte.

Es waren Tage der gründlichen Verstimmung. Hier erst fühlte ich mich recht und eigentlich in Feindesland; in Desenzano, unter den Landleuten von Solferino hatte ich nicht verborgen, welches Landes Kind und wie gesinnt ich sei, ich fand die Menschen ganz läßlich und tractabel. In Mailand wurde ich von Landsleuten sogleich gewarnt, im Kaffeehaus kein deutsches Wort zu reden, wenn ich mich nicht sehr unangenehmen Weisungen aussetzen wolle, und eine Verwandte legte erschrocken den Finger auf den Mund, als ich sie in ihrem Hausflur deutsch anredete. Ich weiß wohl, daß der Haß den Oestreichern gilt und daß die Denkenden dort Oestreich und Deutschland immerhin unterscheiden, allein es tröstete mich nicht, daß die Unterscheidung nothwendig ist, im Fall einer Streitigkeit wäre ich viel zu stolz gewesen, sie selbst zu machen, und übrigens thut Verabscheuung unserer Muttersprache und unseres Namens immer weh, empört immer, was auch für Clauseln dabei sein mögen. Nun aber hatte ja diese Lombardei für die Oestreicher die Franzosen eingetauscht, freilich nicht als geständige Herrn des Landes, wohl aber als Bundesgenossen, welche die Herren spielten und welche es eben damals bleibend am Schopf, an Savoyen, gefaßt hatten. Ueberall wimmelte es von französischen Soldaten, die meisten waren decorirt und wer konnte vergessen, daß es Ehrenzeichen waren für vergossenes deutsches Blut! Der Stolz des frischen Sieges saß in deutlicher Schrift auf ihren Gesichtern, und seit diesem Feldzuge ist ja überhaupt dem geringsten Franzosen der Uebermuth der „großen“ und „ersten Nation“ auf der Nasenspitze zu lesen. Bei meinem ersten Ausgang am Morgen nach meiner Ankunft sah ich einen Theil der Mailänder

Bürgerwehr am Dom aufgestellt, denn es war ein Festtag; zwei französische Offiziere, die dabei standen, spotteten merklich genug und doch sahen die Leute nicht nur ganz schmuck aus, sondern schienen mir auch gut soldatisch in Haltung und Bewegung. Dem Italiener drückt Arbeit und Stand nicht den einseitigen, harten, kümmerlichen oder komischen Stempel auf, wie dem Deutschen, eine guardia civica gibt nicht den reichen Stoff zu Carricaturen, wie unsere weiland Bürgerwehr. In Mailand war es aber auch wirklicher Ernst mit ihrer kriegerischen Ausbildung: jeden Morgen und jeden Abend zwei Stunden Exerciren, das ist kein Spaß.

Als ich so in den Straßen ging und mir das gänzlich veränderte Bild dieser Stadt ansah, erinnerte ich mich recht deutlich der Gedanken, die mir schon früher, ja bei meinem ersten Aufenthalt in Mailand 1839, durch den Kopf gegangen waren. Deutlicher als irgendwo sah man ja hier seit langen Jahren dem Italiener den Haß und Grimm gegen die fremden Besitzer des Landes über den Augen an und manch halblautes „cane tedesco“ drüben und manch hörbares „wälscher Hund“ hüben gab über die italienische Frage gar viel zu denken. Ich meinestheils bin, wie ich schon öfters versichert habe, dem italienischen Volke herzlich zugethan; selbst seine übelsten Charakterzüge, Betrug, Lüge, Falschheit, die man wohl in jedem Volke findet, die aber hier zu Nationallastern dadurch gestempelt sind, daß das öffentliche Urtheil sie nicht kräftig verdammt, ja sogar jene heillose Grausamkeit gegen die Creatur haben mich niemals in die Länge abgestoßen; was man immer an ihm lieben muß, ist die unverwüstliche antike Naivetät, ist ein natürlicher Pathos ohne Affectation, ein

angebornes adeliges Wesen in den Formen, Talent, Humor, Schönheit. Kein Volk gibt uns noch so entschieden ein Bild von der Einheit der Natur und Cultur im classischen Alterthum, seine Sprache ist mit weniger Verschneidung und Verstümmelung aus dem Alterthum herübergelangt, als irgend eine romanische; die französische daneben nimmt sich aus wie das Bild einer hübschen modernen Kokette neben einer antiken Statue. Das Alles könnte immer noch auf den Begriff einer merkwürdigen Ruine hinauslaufen, allein ich bleibe bei meiner Ueberzeugung, daß diese Nation sichtbar sich hebt und läutert; wer ihre neuere Geschichte bis etwa in die dreißiger Jahre verfolgt, der wird es zugeben, wofern er nicht auf das Einzelne, statt auf das Allgemeine sieht. Die Frage der italienischen Zukunft hängt natürlich auch mit der andern zusammen, ob eine Reinigung der Religion in dieser Heimath des Papismus zu erwarten ist. Auch hier spricht innere Wahrscheinlichkeit und eine Reihe bedeutender geistiger Erscheinungen nach meinem Dafürhalten für das Ja. Der Italiener ist im Grund eine ganz rationelle Natur und neigt nicht zum phantastisch Fanatischen, wie der Spanier; ein formenreicher Gottesdienst, dessen sein südlicher Sinn allerdings bedarf, schließt nicht nothwendig den magischen Wahn ein, zu welchem das Mittelalter die Religion verkehrt hat. Wenn ich nun schon vor Jahren diesen Betrachtungen nachging und am Schluß nothwendig zu der Vorstellung eines Befreiungskampfes gegen Oestreich gelangte, so entstand mir der tiefste, schneidendste Conflict des Gefühls. Vor mir selbst und vor jedem ehrlichen Menschen hätte ich mich geschämt, hätte ich je östreichischen Waffen Niederlagen gewünscht oder gegönnt, und doch wollte ich das

Recht einer Nation auf Unabhängigkeit nicht bestreiten. Zwar so schlechthin mich für die Nationalitäts-Idee zu begeistern, kam mir nicht in den Sinn. Jenes Recht ist nicht ein fertiger Besitz, nicht ein ausgestelltes Diplom und Siegel. Nationalität mit dem Recht und Beruf, einen selbständigen Staat zu bilden, ist, wie die Tugend, nicht ein fertiges Ding, sondern ein Thun, ein thätiges Beweisen. Eine Nation muß zeigen, daß sie eine Nation ist, sie muß sich selbst helfen. Das ist der Grund, warum für Losreißung von Theilen einer Nation, die dem Staate einer andern Nation einverleibt sind, derjenige nie empfindsam schwärmen wird, der es über Phrasen hinausgebracht hat, vollends nicht, wenn dieser Staat das eigene oder doch ein Glied des eigenen Vaterlands ist; er wird vielmehr ganz nüchtern denken, es werde eben jener Nation die wirkliche Kraft der Nationalität gefehlt haben oder abhanden gekommen sein. Wenn nun aber dieselbe mit wachsendem Muth aus der Theilung zur Einheit strebt, wenn der Begriff der Nationalität anfängt, eine Kraft zu werden, wie dann? Wir reden hier von einer Nation, welche die Bedingungen in sich vereinigt, einen Staat zu bilden, der wirklich selbständig ist, nicht von Völkern, wie die Ungarn, wie die slawischen Stämme, die, von Oestreich abgerissen, einen bestehenden despotischen Slawenstaat, unsern chronischen Feind, wie Frankreich unser acuter Feind ist, furchtbar verstärken würden. Nun — der Staat, dem ein Theil jener Nation einverleibt ist, wird auch dann sein historisches Recht nicht fahren lassen, denn sollen, gedrängt von dem Begriffe der Nationalität, die Staaten hingeben, was sie von Völkern anderer Zunge vereinigen, so müßte das wechselseitig sein und gleich-

zeitig geschehen; es wird nicht Eine Macht in der süßen Hoffnung, daß die anderen Mächte es nachher ebenso machen, das Ihrige hervorziehen und auf den Tisch legen. Will also ein Volkstheil, der zu dem Staat eines anderen Volks gehört, sich trennen und dem Centrum seiner Nationalität verbinden, dieser Staat muß es darauf ankommen lassen, daß er ihm seine Unabhängigkeit abzwinge; geschenkt wird sie nicht, hier gibt es keine Großmuth. Anders der Zuschauer, der ferner, ja nur bis auf den Grad ferner steht, wie ein nicht östreichischer Deutscher, der ohne jede Gehässigkeit gegen Oestreich doch die italienische Frage anders ansehen konnte, als die ungarische und slawische; es war in diesem Fall natürlich, daß er mit sich selbst uneins wurde, indem er Italien Einigung seiner Theile gönnte und doch nimmermehr Oestreich Niederlagen und Verluste wünschen konnte. Ich habe nicht verhehlt, daß ich in diesem Falle war. Allein vor Jahren schon, ja längst vor 1848, fragte ich mich auch: wenn Oberitalien je von Oestreich sich losreißt, wird es auch wirklich dann einem unabhängigen Italien angehören? Wird dieß Italien, dem Namen nach unabhängig, nicht vielmehr in Abhängigkeit von Frankreich fallen? Und wie, wenn es sich gar mit französischer Hülfe losreißt? Wie, wenn du dann eines Tages statt der Weißröcke die rothen Hosen in Mailand fändest? Und jetzt fand ich sie; ein Phantasiegebilde, das schon vor so viel Jahren problematisch und doch ganz deutlich mir vorschwebte, war auf einmal zu einer Wahrheit, einer Anschauung geworden. Nun gut: und damit hat jeder innere Widerstreit der Empfindung sein Ende; kein wahrer Deutscher wird bei solcher Lage auch nur einen Augenblick noch zweifeln,

wie er sich zu entscheiden hat. Nicht die Italiener haben Oestreich besiegt, nicht die Italiener haben sich frei gemacht, Frankreich hat gesiegt, Frankreich die Italiener — scheinbar — sich selbst zurückgegeben und Frankreichs Angriff auf Oestreich war ein unzweifelhafter perfider Bruch des Völkerrechts, der jeden andern weiteren Bruch in sich trägt, sein Sieg eine dauernde Drohung für Europa und vor Allem für Deutschland. Also meine guten, mir sonst trotz alledem und alledem so lieben Italiener, für jetzt sind wir Feinde, sind es um so gewisser, da eure Rüstungen, von denen es auf allen Straßen blinkt und rasselt, dießmal nicht mehr bloß Oestreich als Oestreich gelten, sondern mittelbar Deutschland, indem ihr Oestreich zu dem Zwecke bedroht und angreifen werdet, daß euer Protector freie Hand habe, wenn er gleichzeitig uns angreift; ich wollte euch wohl, aber ihr habt einen Bund mit dem Teufel gemacht, und so sind wir für jetzt fertig miteinander; vorerst habt ihr ihm dafür nur Savoyen, eures neuen Fürsten Wiege geben müssen, aber es ist Peter Schlemihls Schatten, ihr werdet es noch spüren; am Kopf hat euch der Arge, am Fuß, in Neapel, wird er euch auch packen und dann seid ihr Ruck und Eck in französisch Schweinsleder gebunden. Nehmt euch in Acht, ihr könntet eines schönen Morgens doch einmal wieder die Weißröcke bei euch haben, denn die Geschenke des Teufels pflegen sich in Luft zu verwandeln, und wenn es so kommt, wolle nur der Himmel, daß es dann ein anderes Oestreich ist, das euch seine Weißröcke wieder sendet!

So wanderte ich denn nicht mit zweifelndem Gemüthe wie sonst, sondern mit herzlichem Unwillen in diesen wohlbekannten Straßen umher. Alles war fremd, unheimlich,

widerwärtig, feindlich und doch interessant genug, um fleißig zu schlendern und zu schauen. Die Auslagen der Kunstläden waren voll von Bildern des Krieges, die natürlich überall piemontesische Heldenthaten verherrlichten; Victor Emanuel in unzähligen Formen, namentlich auch als Zuave, gemalt und groß in Thon modellirt: eine Schmeichelei, für die ich mich höflichst bedanken würde. Anschläge an allen Ecken, hier eine Anzeige von Brucks Selbstmord, mit Anmerkungen, die man sich vorstellen kann, dort ein Blatt mit der Aufschrift: Congresso di 2,50 a Verona: fingirtes Gespräch versammelter östreichischer Spione, deren Spottname 2,50 ist, denn man fand nach dem Abzug der Oestreicher Rechnungen, woraus hervorging, daß zwei Zwanziger und fünfzig Centesimi ihr gewöhnlicher Taglohn waren; reichlich prangten an den Ecken besonders Caricaturen aus dem Pungolo, einem neu erstandenen Witzblatte; da ist Oestreich zwischen den zwei Armen einer Scheere zu sehen, der eine Arm Ungarn, der andere Italien, drunter geschrieben: tu non uscirai; eine Sardinia oder Italia hält als Frau Potiphar mit V. Emanuels Zügen den keuschen Joseph — es ist Preußen (merkwürdiger Versuch, eine Pickelhaube zu zeichnen) — am Rock fest, Preußen flieht mit den Worten: tu mi sei troppo brutta, und Aehnliches — ein Witzblatt von wenig Witz.

Ich war begierig gewesen, zum erstenmal seit Louis Philipps Zeiten wieder französisches Militär in natura zu sehen; trotz allem guten Willen, den gerühmten Glanz dieser Truppen anzustaunen, verwunderte ich mich nun doch über die Geschmacklosigkeit der Uniformen; diese unsinnig weiten Hosen geben ja ein ganz und gar thörichtes Aussehen, wozu

bei den Offizieren noch die absurde Länge und faltige Weite der Rockschöße kommt; zu bauschigem Unterkleid gehört auch bauschiges Oberkleid wie bei den Landsknechten; oben knapp, von den Hüften an weit und breit, das gleicht einem Weibe von widerlich fettem Schooß und Oberbein; vom alten Zopf sind gar noch die lächerlichen, zweckwidrigen, brustverengenden Achselklopfer, Schulterzwicker, die dicken Epauletten beibehalten. Der gemeine Infanterist sieht in der Regel unsauber, ungewaschen aus; sei mir Zeuge die Bregenzer Wäldlerin, die sich nach italienischer Ansprache unvermuthet aus meinem Zimmermädchen entpuppte und auf meine Frage, wie ihr denn die Franzosen gefallen, erklärte: „o so en schmierige Kerle möcht i jo net miteme Steckele anrege, do sind die Oestreicher andere Leut gwese.“ Die Körperbildung hatte ich mir feiner, hübscher vorgestellt, man sieht ebenso viele plumpe Bursche wie im deutschen Militär, doch ist leicht zu bemerken, daß ein lebhafterer Nerv auch die schwerfällige Maschine bewegt. Dagegen findet man unter ebenso vielen deutschen Soldaten gewiß nicht ebenso viele eigentlich gemeine Gesichter und dieß soll vollends bei den Zuaven der Fall sein, die damals schon abgezogen waren. In der Gemeinheit tritt freilich ein Ausdruck hervor, der etwas Unheimliches hat, etwas Blutiges: man erkennt eine Soldateska, wie ein erobernder Staat sie heranzieht, dem bürgerlichen Leben und menschlichen Banden ganz entfremdet, schlechthin und rücksichtslos auf das blutige Handwerk gestellt. Der deutsche Soldat wird nicht ebenso leicht, nicht ebenso ohne innern Kampf gegen die Gefühle der Menschlichkeit morden und sich morden lassen; der unbedingte Blutsinn gibt seinem Feinde den Vortheil des Eindrucks einer dämonisch wild vorbrechenden

Naturgewalt. Allein der ernste Wille des Muthes, der dem menschlicher fühlenden Herzen abgerungen ist, bleibt doch das Höhere und verbürgt eine Ausdauer, die auch in langen und schweren Entbehrungen, Niederlagen, Unglück aller Art Stand hält. Die größere Gewandtheit, Schick und Griff des Franzosen wird auch durch eine künftige bessere Schule bei uns freilich nicht ganz ersetzt werden, dafür ist aber die physische Kraft des Einzelnen im Durchschnitt größer und die Reiterei zudem in Ritt und Bewegung überlegen. Sieht das französische Fußvolk durchschnittlich unsauber aus, so sind dagegen die Reiter theatralisch aufgeputzt; es ist ein Spaß, diese mädchenhaft koketten Puppen im Sattel humpeln zu sehen und damit einen wirklichen Husaren oder festen deutschen Reiter zu vergleichen, die Elsäßer ausgenommen, die ja leider Frankreich seine beste Cavallerie liefern. Die Franzosen haben nur durch Eines gesiegt: durch Gleichheit des Rechts in der Armee, vermöge welcher nicht Geburt und Protection, sondern Talent und Verdienst das Vorrücken und jede Belohnung begründet. Diese Nachwirkung der Revolution ist das einzige Geheimniß ihres Erfolges im Kriege, durch sie ist der einzelne Mann geweckt, jeder weiß, daß ihm wird, was er verdient; der Sporn der Ehre wirkt ungehindert. Und was geschieht bei uns, das Ehrgefühl des einzelnen Manns zu wecken? Oder vielmehr wie wird es erdrückt! Man besuche nur unsere Exercierplätze, sehe das niederträchtige Schimpfen und Stoßen an! In Oestreich wird meines Wissens noch heute geprügelt, in der preußischen Armee herrscht in voller Blüthe das Junkerthum. Bedenkt man diese Zustände, so muß man mit tiefer Sorge in die Zukunft blicken. Welche Erfahrungen, welche Leiden

werden vorausgehen müssen, bis das Talent sich seine Stelle erringt, bis der einzelne Krieger ein wirklich lebendiges Glied des Ganzen wird! Die Nation mache sich gefaßt, den Mangel des Systems durch die Kraft ihrer Ausdauer zuerst zu ersetzen und dann zu tilgen, und sie wappne sich gegen den Feind mit jener Leidenschaft, die in einem Heinrich von Kleist geflammt hat. Es gibt nur zwei Völker in Europa, die wahrhaft Nebenbuhler sind um die Ehre, das erste Volk zu sein, Deutsche und Franzosen. Unter allen Gegensätzen der heutigen Wirklichkeit ist dieß der Grundgegensatz. Es könnte ein unblutiger Wettkampf sein; wir sind gerecht genug, nur zu gerecht, mit Freuden anzuerkennen, was an den Franzosen geistreich und liebenswürdig ist; es sind zwei Nationen, die sich friedlich ergänzen sollen. Nicht wir, sie sind es, die aus diesem friedlichen Wettstreit die wilde Reibung der Feindschaft machen, nicht durch ihre Eroberungskriege allein, sondern durch den Uebermuth, den Hohn, den ehrlosen Vertragsbruch und die cynische Lüge, womit sie gesucht und beschönigt werden. Oder wenn die Nation für diese Politik nicht verantwortlich sein will, warum leiht sie ihrem Despoten die Hunderttausende williger Sklaven, um ihn durch ihre Mordschlachten auf dem wankenden Thron zu erhalten? Sie thut es der gloire wegen; Deutschland wird nie nach einem Kriegsruhm auf dem Boden des Unrechts trachten; gegen den frechen Eingriff, der uns droht, gilt es die ganze Kraft des Nationalhasses. Ein andermal, wenn hohes Gras über den Leichenhügeln gewachsen ist, Anerkennung, Lob, Zuneigung, heute ist die Losung: im letzten Bauern unseres Volkes einen Grimm schüren, daß sie, wenn sie kommen, wie Hunde todtgeschlagen werden.

Welche Gedanken, welche Empfindungen verglichen mit dem stillen Entzücken, mit welchem ich einst hier zum erstenmal vor den Werken der Mailänder Schule stand, womit ich in der Brera, dort im Anfang der Gallerie, an den zwei Madonnen Bernardino Luinis, an seinem himmlisch sanften Christus in S. Ambrogio, seinen rührend reizvollen Fresken in Monastero Maggiore, an den milden, lieblich trauernden Gestalten des Borgognone in der Ambrosiana, in S. Maria della Passione aufblickte! Ich hatte immer gemeint, den Italienern gehöre der Ruhm der reineren Formschönheit, den Deutschen der Ruhm des innigeren Ausdrucks. Man kann auch wirklich sagen, die Innigkeit unserer alten Meister sei tiefer, weil sie individuellere Züge durchdringt, aber doch welche Herzlichkeit und offene Seelengüte ist dem holden Liebreiz verschmolzen, welches bezaubernde Lächeln spielt zwischen Sehnsucht und Wehmuth in diesen noch halbschüchternen Formen, da die Knospe der Kunstvollendung eben am Aufbrechen war! Noch inniger ergriff mich damals nur das erste bedeutendere Werk der besten Zeit des Pietro Perugino in der Pinakothek zu Bologna; hier ist es der träumerische umbrische Augenschnitt und Blick, wie auserlesen zu dieser mystischen Liebeswelt voll tiefen Weinens und himmlischer Freude, und die wärmere Kraft der Farbe, was den romantischen Zauber vollendet. In Mailand hat Leonardo da Vinci die florentinische Bestimmtheit, die Energie der Formgebung, den männlichen Sinn der starken Wirklichkeit und den tiefen Gedanken mit dieser weiblichen Welt der zarten Anmuth vermählt und so durch höhere Vereinigung des Entgegengesetzten das classische Ideal geschaffen. Wer seinen Christus und Johannes auf dem Abend-

mahlsbilde sehen könnte, wie sie waren, ehe die Reihe von Verwüstungen über dieses Grund- und Hauptwerk italienischer und aller neueren Kunstblüthe erging! Die Studie zum Christuskopf, die in der Brera hängt, gibt eine Ahnung davon, wie derselbe einst im Gemälde ausgesehen und wie seine wunderbare Anmuth, Sanftmuth, Wehmuth im kraftvollen Contrast mit den scharf charakterisirten, mächtig bewegten Männergestalten in dem Kreise gewirkt haben mag, den das Wort Christi: Einer von euch wird mich heute verrathen! wie ein elektrischer Schlag durchzuckt. Wie dieser Leonardo aber das Leben beobachtet, mit welchem Auge er die Eigenheit des Charakters erfaßt hat, das muß man auch auf seinen Handzeichnungen in der Ambrosiana sehen. Hält man diese mit den wenigen vollendeten Werken des Meisters zusammen, so versteht man, was wahrer Realismus ist: die harte Wahrheit der empirischen Individualität und ihres Ausdrucks im Affect ist Vorstudie und im wirklichen Kunstwerk kommt der große Styl darüber, der sie unnachahmlich zugleich erhält und zugleich in die Weihe des Allgemeinen und Normalen aufhebt. Es ist in Leonardo etwas Deutsches, es liegt in jenem Zuge der Innigkeit, Milde, jenes Liebreizes, der Seelenschönheit ist, es liegt in dieser Schärfe der Charakteristik, es liegt in seiner Nachdenklichkeit, in der Verbindung von Kunst und Wissenschaft der Kunst, allein in seinem Formgefühl, dem Schwunge seines Styls ist er ganz Italiener; dem damaligen Deutschland ging noch die Ahnung des reinen gattungsmäßigen Durchschnitts der Gestalt ab, es fehlte unsern Künstlern der ästhetische Compaß, der innere Maaßstab für die Linie der Schönheit; der einzige Holbein der Jüngste

macht eine Ausnahme, doch wissen wir nicht, wie sein edlerer Formsinn, obwohl frühe sichtbar, ohne den Einfluß der Italiener sich entwickelt hätte.

Mancher geht nach dem berühmten Speisesaal im Kloster von S. Maria delle Grazie, um Leonardo's Meisterwerk zu sehen, beschaut sich auch die gothische Kirche mit Bramante's anmuthiger Vollendung der Queerarme und Kuppel im Style der frühen, poesievollen Renaissance, im malerisch warmen Materiale des Backsteins, übersieht aber in der Kirche jene Kapelle mit den herrlichen Fresken des Gaudenzio Ferrari, von dessen Werth ihm das allbekannte geleckte Oelbild in der Brera, die Marter der h. Katharina, noch lange keine Vorstellung gibt, denn hier erst, in dieser großen Composition der Kreuzigung Christi und ihr gegenüber der Geiselung und Ausstellung (Ecce homo), feiert er den Moment, wo er sich (leider nicht bleibend, denn er wurde später manirirt) zur Höhe des classischen Styls erhebt. Es bricht zwar an einer Stelle ein Naturalismus, richtiger eine beabsichtigte Häßlichkeit durch, welche ein Leonardo sich nie erlaubt hätte: es ist der rohe Kerl mit zwei Kröpfen, der Christo den Essigschwamm reicht, aber im Uebrigen welcher Ausdruck und welche energische Formengebung, welche Männergestalten und Männerköpfe! Dieses wehmuthvolle, müde Lächeln des sterbenden Erlösers, dieses Hinschwinden der ohnmächtigen Mutter, dieser Aufblick der Magdalena mit dem glänzenden Auge und dem verweinten Antlitz, dessen Züge doch so bestimmt individuell, so entfernt sind von flacher Allgemeinheit! Und dann die weinenden Engel über dem Kreuze! Den stattlichen Männern gibt Gaudenzio gern rothen, wallenden Bart, so wie die ganze

Mailändische Schule wohl nicht bloß aus malerischen Rücksichten die röthlich blonde Haarfarbe liebt; man sieht in der Lombardei sehr viel blonde und rothe Haare, ein Beweis, daß der Einschlag deutschen Bluts durch die Longobarden kein kleiner war; auch kann man heute noch in Oberitalien hier und da eine wunderbare Vereinigung südlicher und nordisch deutscher Bildung sehen: man begegnet Frauen von blondem, rothem Haar, mit dem duftigen Schmelze schneeweißer Haut und dabei der vollkommnen Büste, dem gefüllten Nacken der Italienerin; die alten Maler Venedigs wußten ja recht wohl, wie schön das ist; aber auch bei Männern kommt diese Verschmelzung von freierem Formenschwung mit germanischer Farbe vor. Man sehe auf dem Kreuzigungsbilde Gaudenzio Ferrari's den Hauptmann, und an der andern Wand oben den Mann neben dem Ecce homo und überzeuge sich, wie schön hier mit den kraftvollen Zügen dieses matte Roth der Bärte stimmt und warum ich so oft von den herrlichen Männerköpfen der italienischen Maler spreche. Auch in der Kirche S. Celso muß man den Gaudenzio Ferrari sehen, in Körperformen ist er hier auf seiner Taufe Christi nicht so sicher wie dort in S. Maria delle Grazie, aber wiederum welche majestätische Schönheit in dem Kopfe Gottes des Vaters! Der sonst so genaue Bädeker hat diesen Bau, das heiter prachtvolle Werk Bramante's, vergessen; unter den Gemälden, die ihn schmücken, nenne ich noch Borgognone's liebes, sanftes Bild der Madonna, die, umgeben von Johannes dem Täufer, dem heil. Rochus und den Stiftern vor dem Kinde kniet.

Ich widerstehe jedoch auch hier der Versuchung, den Leser durch Kirchen und Gallerien weiter an den reichen Kunstschätzen

Mailands umherzuführen. Wir wandeln nur noch einmal in die Brera, über den Hof vorüber an der Statue Napoleons I. von Canova, der hier den Kaiser nackt als römischen Imperator sehr geistvoll behandelt hat, eines seiner besten Werke, das erst jetzt aus seiner Verborgenheit wieder hervorgezogen und aufgestellt ist, wie man denn auch bereits beschäftigt sein soll, am Arco della Pace, dem ich dießmal den Besuch schuldig blieb, die Reliefs, östreichische Siegesbilder, zu entfernen. Der Gang in die Brera gilt einem Werke, das eine Welt für sich ist und, wohlgemerkt, neuerdings meisterhaft restaurirt durch den Maler Molteni. Das ist jene Perle der Malerei, worin der jugendliche Raphael noch einmal und zum Schluß Alles zusammenfaßt, was dem Style, der noch nicht reif, aber auch noch ganz keusch ist, von Innigkeit und holdseliger, frommer Süßigkeit inwohnt: sein Sposalizio. Der jungfräuliche Sinn scheut noch die Energie des Affects selbst wo sie gefordert wäre: der zierliche Jüngling da rechts, der im Zorn seinen Stab zerbricht, ist nicht zornig, Ein Hauch der stillen Feier in anmuthigen Naturen, deren Seele keine Risse und Klüfte kennt, weht durch das Ganze. Es ist das absolute Bild einer Trauung; was in diesem Acte Rührendes, Festliches, Bedeutungsvolles und auch Schalkhaftes liegt, Schüchternheit der Braut, tiefe Sammlung des Bräutigams, Ernst des Priesters, das Achtgeben auf die Form, daß kein Unschick geschehe, Alles mit frommem Abstand ablaufe, liebliches, heiteres Träumen der Brautjungfern, Andacht und Freude der Bräutigamsführer, — Raphael selbst und sein Meister P. Perugino schauen unter ihnen heraus — ist so getreulich und herzlich gesagt in der noch alterthümlich symmetrischen, kindlich klaren

Composition, die Farbe, zwar ohne alles Uebergewicht über die Zeichnung und doch von tiefer umbrischer Leuchtkraft, läßt das Alles so warm herausstrahlen: nein, vor diesem Bilde darf ich mir sagen, ich habe nicht grundlos gegen den Nazarenismus gekämpft, denn wie könnten wir je das wieder erreichen, wie kann es uns einfallen, das also Erschöpfte noch einmal erschöpfen zu wollen in unserer Zeit der Eisenbahnen und der Kritik! In der Ambrosiana haben wir den ganz reifen, ganz freien Raphael im Karton seiner Schule von Athen. Da sucht ihn auf, wenn ihr ihm folgen wollt, hier studirt den sichern Meisterzug der Hand, entbunden und entwickelt wie der freie Geist in den ernsten Denkern, die er in der prachtvollen hohen Halle versammelt! Noch ein anderes rührend schönes Bild des frommen noch alterthümlichen Styls kurz vor der Blüthezeit enthält die Brera: es ist die Verkündigung der Maria von Franc. Francia. In Deutschland kennt man den Meister aus dem lieblichen großen Bild in der Pinakothek zu München; dort aber steht er noch höher, ein wunderbarer klarer Friede ist einzig über die stille Scene ausgebreitet. Doch genug, wenn ich nicht meinen Vorsatz vergessen soll.

Es versteht sich, daß ein Schwabe mit besonderer Andacht den berühmten Dom, diese Prachtwelt aus Marmor mit den unendlichen Spitzen und 4500 Bildsäulen beschaut und betritt, denn jener „Enrico Gamodia," von dem der Entwurf herrührt, war ja eigentlich Heinrich Arler aus Gmünd. Bekanntlich ist aber in der Ausführung der gothische Gedanke vom südlichen, ein für allemal diesem Style fremden Sinn mißverstanden, entstellt worden; ein Unmaaß von Ornament umwuchert einen im Grunde schweren, nicht wahrhaft gegliederten

Bau, nachher dringt der Zopf und endlich, selbst in der Façade, moderner Classicismus ein. Dieß Alles kann den wunderbaren Eindruck von Reichthum und edler Pracht nicht aufheben und höchst interessant ist, im Einzelnen, namentlich dem Maaßwerke der Treppengeländer zu sehen, wie der Rokoko und neuere Classicismus die decorative Pflanzenform in seinem Style behandelt und doch auf Distanz das Bild gothischer Dreipässe, Vierpässe, Dreiblätter, Vierblätter, Fischblasen erzielt. Wie bescheiden ernst ist gegen die stolze, geschmückte Schönheit des Doms die Basilika S. Ambrogio mit ihrem uralten Vorhof! Tritt hinein, wenn die Abendsonne auf seine Pfeiler, in seine Hallen fällt und der Backstein in ihren Strahlen warmroth erglüht, sieh zu, wie malerisch die uralte, von der Zeit benagte Architektur vom tiefblauen Himmel sich abhebt, träume dich um ein Jahrtausend zurück in die Tage Ludwigs des Frommen, durchwandle dann die Basilika selbst, von deren Restauration der tüchtige Architekt Schmidt durch das Jahr 1859 weggerissen worden ist; byzantinische Mosaiken des neunten Jahrhunderts schmücken den Chor, ein altchristlicher Sarkophag der ersten Jahrhunderte trägt die Kanzel mit dem seltsam steifen bronzenen Adler und Johannes dem Evangelisten; vor diesem Altar wurden einst die lombardischen Könige und deutschen Kaiser mit der eisernen Krone gekrönt, bis Barbarossa sie nach Monza brachte; schau den rührenden Heiland Luinis an der Altarseite an, den ich schon erwähnt, und dann in der Kapelle rechts die schönen Fresken von Bernardino Lanini. — Doch ich wollte bloß von Architektur noch Weniges sagen und schließlich den herrlichen Backsteinbau des Hospitals mit seinem weiten, königlichen, Hallen-umgebnen Hofe

nicht unerwähnt lassen; dießmal freilich genoß ich den schönen Anblick nicht so rein wie sonst, denn wie ließ sich die Erinnerung unterdrücken, daß dieß die Räume sind, welche die Tausende von Verwundeten aus den letzten blutigen Schlachten aufgenommen haben!

Was Abends beginnen? Die Scala geschlossen, in der Canobbiana hatte ich eine komische Oper von Petrella gehört, Drama war um diese Zeit nur im Tagtheater La Commenda. Da wird angekündigt: Milano nell' anno 1848 e Milano nell' anno 1859. Das müssen wir doch sehen! Wir verfügen uns also nach der Contrada di Porta Romana und treten ein; Zuschauer bürgerlich, Aufwärter in Blusen schreien mit sonst schon bemeldeten guten Kehlen cigarri, limonata und birra gazosa aus: ein Getränke, dessen bloßer Anblick einem richtigen Bierkenner belegte Zunge macht; — wer jedoch wahre Todesverachtung entwickeln will, der muß in Sommerhitze in einem italienischen Biergarten, wie solche doch mehr und mehr aufkommen, dieß Getränke mit dem unentbehrlichen Eis gemischt in sich aufnehmen. Der Vorhang geht auf: Straßenscene, Aufregung, ein mailändischer Beamter erscheint und liest die Zugeständnisse der östreichischen Regierung von 1848 vor, das „troppo tardi“ wird ihm zugerufen, man stößt ihn hinaus, zerreißt sein Blatt; der Kampf beginnt, Bürger und östreichische Soldaten jagen sich über die Bühne, Frauen kämpfen mit, bedeutendes Schießen. Unter den Frauen stritt voran die Gattin eines Lamberto, der tödtlich verwundet in sein Haus gebracht wird, während jene noch draußen kämpft. Die Erscheinung des bleichen, sterbenden Menschen mit dem blutigen Tuch um den Kopf war erschütternd, allein nun starb

er zu lang und einmal, da er heftig sich losreißen wollte, um an der Seite seiner kämpfenden Frau zu sterben, ließen ihn seine Freunde schnappen, so daß er (ganz nicht nach Willen des Stücks und Spiels) zu Boden fiel. Allgemeines lautes und fröhliches Gelächter; es sind eben Kinder; Deutsche verlangen mehr Zusammenhang der Empfindungen und hätten wohl den Lachreiz unterdrückt. Schlußscene: Straßenkampf, die Frauen voran, Lamberto wird noch zu seiner Gattin gebracht und stirbt an ihrer Seite im Augenblicke des Siegs, d. h. der Nachricht, daß die Oestreicher abziehen. Dann nach der Pause folgt Milano nell' anno 1859. Die Witwe des Lamberto, im ersten Stück jugendliche Amazone, sehen wir wieder, gealtert im Gram um das abermals gefesselte Vaterland, verarmt durch die Confiscation ihres Vermögens, verfolgt vom Verdachte der Polizei; ihr Sohn ist Mitglied einer Verschwörung, sie entdeckt es, fleht ihn an, daß er ihr sich erhalte, er kämpft mit sich, reißt sich aber doch von ihr los und folgt den Verschwornen, sie fällt in Ohnmacht, rafft sich aber auf und beschließt, sich nicht von ihm zu trennen. Geheime Zusammenkunft der Verschwornen, die Polizei pocht, sie entfliehen durch eine Kellerthüre, die Sbirren finden das Nest leer. Nun wieder Straße, ein östreichischer General tritt auf, schilt über die drohende Haltung der Mailänder, während Giulay in Sardinien unthätig liegt; ein Adjutant bringt ihm die Nachricht von Garibaldi's Märschen und Siegen, dem Rückzuge des Heeres, er wüthet und flucht, was das Zeug hält, und zwischen die „corpo di Baccho!“ die „tutti diavoli“ hinein schreit er auf einmal deutsch: „der Teufel!“ Es klang so komisch, daß ich selbst laut mit den Andern auflachen mußte. Ein

Graf tritt auf, Repräsentant des patriotischen Adels, und wirft dem General alle Sünden der östreichischen Regierung vor. Der stärkste aller Vorwürfe waren die Stockprügel und leider freilich hat die östreichische Polizei nicht unterlassen, selbst durch Anwendung dieses rohen Mittels das italienische Volk in der Tiefe des Herzens zu empören. Im Jahr 1848 wurden bei einem Straßenauflauf sogar Weiber geprügelt; es waren zwar nur Ballettänzerinnen, die mit anderem Volk eine Cigarrenhändlerin genöthigt hatten, statt der östreichischen die italienische Fahne auszuhängen, aber solche Maßregeln waren immer der sicherste Weg, einer Nation, in welcher uralte Cultur den Begriff der Menschenwürde befestigt hat, das östreichische Regiment als barbarisch verhaßt zu machen. Hätte man die Stockprügel für die Thierquäler aufgespart! Barbarie austriaca war denn das dritte Wort in dieser Strafrede, zu welcher der Redner durch umlaufende Gerüchte von einer großen verlornen Schlacht ermuthigt war. Der General eilt fort, seine Truppen zu sammeln, ein Chor junger Leute erscheint und singt ein Nationallied; das Lied schien beliebt und der näselnde Vortrag der leierartigen Melodie, die bekannte Art des eigentlichen italienischen Volksgesangs gefiel so, daß da capo gerufen wurde. Nun wieder Straßenkampf; es darf nicht verschwiegen werden, daß nach einem gefallenen feindlichen Soldaten noch gestochen und geschlagen wurde: also selbst auf der Bühne dargestellt die Mißhandlung von Verwundeten, die leider in diesem Kriege häufig vorgekommen sein soll. Endlich rückt das siegreiche Heer von Magenta an; Franzosen einzuführen erließ sich natürlich das italienische Selbstgefühl, es kamen nur Bersaglieri; Siegesgesang und

Schluß mit einer Rede jenes Grafen, deren letzte Worte waren: „sie sind fort und hoffentlich dießmal für immer!“ Außer den Stockprügeln waren es namentlich die Contributionen und Confiscationen, deren Erinnerung sichtbar stark auf die Zuhörer wirkte. Nehmen wir dazu das Spionenwesen und nach Entdeckung der Verschwörungen, nach Bezwingung der Revolution die Blutgerichte, so haben wir Alles beisammen, wodurch Oestreich den tödtlichen Haß auf sich gehäuft und die Wirkung der vielen Wohlthaten erstickt hat, die dieß Land unläugbar seiner Herrschaft verdankt; man weiß, daß seine Regierung die geordnetste, seine Justiz die beste in Italien war, es hob die Landescultur und die Colonen befanden sich gut unter ihm, Stadt- und Landgemeinde hatte ihre geregelte Selbstverwaltung, das Gesetz stand in Ansehen, die Kunst wurde gepflegt; die Schule war nicht, was sie sein soll, denn sie war nicht frei von der Kirche, aber doch ungleich besser, als selbst in Sardinien.

Ich blieb nur vier Tage in Mailand; ganz vergessen hatte ich das Schweizer Kaffeehaus, wo deutsche Zeitungen sind und auch jetzt deutsch gesprochen werden konnte, ohne daß man sich Unannehmlichkeiten aussetzte. Ich ging am letzten Abend noch hin und wie ich eintrat, waren das Erste, was ich vernahm, die Worte eines Deutschen: „wie hätten wir Oestreich beistehen sollen, das in Italien nichts als Uebel angestiftet hat!“ Was Frankreich damals dort anstiftete, mag man unter Anderem daraus entnehmen, daß gerade in diesem Kaffeehaus statt der östreichischen nun französische Spione saßen, Elsäßer Juden, die zugleich als Propagandisten des Napoleonismus und speciell des Rheingrenzengelüstes sich dort

liebenswürdig zu machen pflegten. Davon erzählte mir ein Bekannter, den ich fand und der nach seiner Wohnung in entfernterem Stadttheil nicht wagen konnte zu Fuß heimzukehren, weil nächtliche Raubanfälle in den Straßen damals wenigstens nicht selten waren. Das erinnert allerdings noch an ein weiteres Verdienst Oestreichs. Wohl empörte die Polizei durch das Spionenwesen, aber sie schützte auch wirklich; der Patriot hatte Ursache, sie zu hassen, aber der Spitzbube noch mehr.

Ich hatte des Unerfreulichen, aber auch Belehrenden in der gänzlich veränderten Stadt vollkommen genug geschluckt, fuhr am fünften Tag ab und fand den Comersee, der meine letzte Freude sein sollte, in völlig reizlosem Gewande: trüber Himmel, tiefhängende Wolken, Alles war grau, unerquicklich. Wie anders habe ich ihn sonst gesehen, in wie freierer Stimmung seine reizenden Ufer beschaut und betreten! Vorüber an Villa Carlotta, einst Sommariva, Thorwaldsens Alexanderzug bleibt dießmal ungesehen, vorüber am Vorgebirg Bellaggio, auf dessen Höhe Villa Serbelloni die herrliche Aussicht bietet, die wir heute vergeblich suchen würden, an Villa Melzi mit dem berühmten Bilde Napoleons I. von Appiani's Hand. Dieß Bildniß steht mir deutlich vor das innere Auge geschrieben; er ist als Präsident der italienischen Republik gemalt mit grünem goldgesticktem Kleide, noch dürres Gesicht, hohes Halstuch und die Locken über die Stirn nach der bekannten Mode der französischen Catone und Brutusse von damals; ein höchst genialer Kopf, dämonisch, unheimlich; geheimnißvolle Geister fliegen über diese feinen, gefährlichen Züge, im Blitze dieses Auges und in den lächelnden Lippen lauert hinter der

durchdringenden Gescheutheit und ironischen Freundlichkeit eine unendliche Perfidie und wollüstige Grausamkeit, eine Katze, ein Tiger; das Bild übt im Abstoßen einen geisterhaften Reiz aus, man trennt sich schwer von ihm; schade, daß nicht ein Porträt des Neffen, des Nachahmers, des Reutlinger Nachdrucks vom Onkel, daneben hängt zum Vergleichen.

In Colico steigt aus, wer über den Splügen reisen will, und geht in Chiavenna aus dem italienischen Postwagen in den schweizerischen über. Um Mitternacht ging es fort und hinauf. Von den Wasserfällen an der Steige auf italienischer Seite war im Dunkel nichts zu sehen, aber wie es höher und höher ging, erschienen deutlich am Wege die ungeheuern Granitblöcke, die Zeugen der schrecklichen Kämpfe zwischen Fels und Wasser in dunkler Vorzeit. Wer nie eine dieser wilden Gebirgsstraßen gesehen hat, dem fehlt ein großes Bild. Ich war eben dem Einschlafen nah, als einer dieser Riesen um den andern im nächtlichen Helldunkel auftauchte, es war nicht schwer, seltsame Menschengesichter in ihren Profilen zu finden, und wie eben einer sichtbar wurde mit ungeheurer Nase, darauf eine mächtige Warze mit Haar bewachsen, so war ich im Halbtraum schon völlig reif, ein Gespräch zu vernehmen, das er mit seinem Gegenüber, einem nicht minder groben Ungeheuer, führte. Die Kerle sprachen von alten besseren Zeiten, da es hier noch lebhaft hergegangen sei, da noch Ichthyosauren und Dinotherien und andere artige Thierchen ähnlichen Schlags ihre Gespielen waren, sie erzählten sich, wie sie damals hofften, einen Damm aufzuwerfen, den der kleine Mensch nie übersteigen könne, um dort oben ganz unter sich zu sein; sie schimpften mit trägem, mürrischem Gähnen über

das naseweiße Geschlecht, das über diese Höhen klettere, und über den Philisterstand, in den sie durch die traurige Polizeiordnung der jetzigen Planetengestalt versetzt seien; nichts ist uns, so grunzte der Linke, übrig geblieben, als den frechen Zwergen hin und wieder einen Schabernack mit Steinerumpeln, Schnee und Wasser anzuthun: „da kommen auch wieder so einige Knirpse herangekeucht, was meinst du drüben, alter Kamerad mit der ruppigen Nasenwarze und den dichten Binsen darauf?" Ich konnte die Antwort nicht mehr hören, der Schlaf war über mich gekommen und der Traum führte mich zurück nach dem Garten der Lombardei, nach dem blauen Gardasee, nach den Wundern Venedigs, zu meinem Liebling in der Kirche ai Frari. Ich unterhielt mich mit der Kleinen über den Wohllaut der italienischen Sprache; il solo parlare, sagt sie, è melodia, è quasi canto e nessuno dei nostri è tanto rozzo, che questa lingua senza qualche grazia e dolcezza sonasse dalle sue labre. — „Gähscht nüt füre, Kueh alte," mit diesem rauhen Laute wurde ich geweckt; das war unzweifelhaft deutsch; es kam von den Lippen eines Postillons, der eben umspannte, und war an seinen Handgaul gerichtet. Horch und mit dem Donnerworte ward sie aufgethan, die Thüre des Postwagens: „meine Herrn, Sie müssen aussteigen!" das war der Conducteur, er kommandirte uns in die bereit stehenden Schlitten. Ich hatte rein nicht daran gedacht, daß mir auf dem Splügen natürlich noch eine Schneefahrt bevorstand; also aus dem warmen Schlaf unvorbereitet, leicht gekleidet, heraus in den offenen Schlitten, in dichten, kalten Regen, Hagel, eisigen Sturm. Nun, man muß Alles einmal durchmachen. Der Schnee war an vielen Stellen so

hoch, daß wir gute zehn Schuh über der Spitze der Straßenpfähle fuhren: gerade auf der Straße durch den Anhalt, den er hier zur Sammlung fand, hatte er einen so hohen Damm gebildet. Ein Scheuen des Pferds, ein starker Stoß und Ruck des Schlittens, so war der Sturz in die Abgründe gewiß und wir brauchten keinen Doctor mehr. Eine gute Strecke ging es vom Wege ab, nun über dachgähen Abhang, wo das Pferd zwischen Gang und Rutschen auf den Hinterbacken abwechselte. Der Postillon verlor den Humor so wenig wie wir und sprach seinem starken, runden Gaul abwechselnd mit dem obigen „Kueh," mit: „alter Pfannenflicker, alte Liesel" oder mit dem noch zärtlicheren Liebeswort „alte Sau" zu. Nach zwei Stunden, gründlich durchnäßt und erkältet, hatten wir noch ein Stück Wegs, wo der Schlitten auf steinigem Boden nicht mehr vorwärts konnte, zu Fuße zu stampfen, bis wir den wartenden Wagen erreichten, der von drüben gekommen war; nach kurzer Erquickung im Dorfe Splügen ging die Fahrt durch die wilde Herrlichkeit der Via mala nach Thusis, in Chur nahm mich die Eisenbahn auf, bald sauste der Zug am felsumstarrten, von Wasserfällen umrauschten Wallensee, dann am lieblichen Züricher See vorüber, rasch und jäh, recht ein Symbol der ganzen Reise, wechselte Schroffes und Sanftes, Furchtbares und Friedliches und Abends war ich zu Hause, in Zürich.

Indem ich zurückblicke auf diese wilde Jagd von Reise, auf das bunte Stück Leben, das an mir vorbeiflog und Bild um Bild im Sturm dem heftig bewegten Innern eindrückte, verweilt meine Erinnerung mit besonderer Liebe bei dem Augenblick, mit dessen Schilderung ich diese Blätter begonnen habe. Damals, als mitten im schnöden Unwetter vor dem

erstaunten Auge plötzlich in erhabener Ruhe die weite, offene See lag, sagte ich mir, daß man nicht verzagen soll. Das ist wohl ein altes Gebot, aber es gibt Momente, die uns durch die Kraft der Anschauung neu und innig einprägen, was wir immer wußten und leicht vergessen. Der Tag wird kommen für unser Vaterland. Alle die ungezählten Kräfte, die jetzt noch vereinzelt streben und ringen, ohne das Ziel abzusehen, werden endlich vereinigt die Hindernisse durchbrechen, die getrennten Stämme der Nation werden sich finden, wie Bach und Strom sich finden im unendlichen Meer —

il mare, quanto è grato e dolce!